

Gott Malcolm
Muggeridge

**ist mir
auf den
Fersen**

Von Utopia nach Emmaus

Zeitkritische
Bekenntnisse
eines Satirikers
vorgestellt von
Ulrich Parzany



MALCOLM MUGGERIDGE

Gott ist mir auf den Fersen

Von Utopia nach Emmaus

Zeitkritische Bekenntnisse eines Satirikers

Vorgestellt von Ulrich Parzany

AUSSAAT VERLAG WUPPERTAL

Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Elfriede Leseberg
Titel der Originalausgabe: „Jesus Rediscovered“
© 1969 by Malcolm Muggeridge

© 1973 Aussaat Verlag GmbH, Wuppertal
Umschlag: Ralf Rudolph, Düsseldorf
Satz und Druck: Aussaat-Druck, Wuppertal
ISBN 3 7615 0122 6

INHALT

Malcolm Muggeridge und die Säue der Gerasener von Ulrich Parzany	7
Mitteilung an den Leser	13
I Im Rundblick des Lebens	22
II Unter dem geöffneten Himmel	73
III Der Satiriker auf der Kanzel	116
Nachwort	150
Anmerkungen	163
Quellenhinweise	166

Malcolm Muggeridge, der englische Satiriker, wurde bei einer Kontrolle auf dem Flughafen Ottawa gefragt: „Haben Sie Waffen bei sich?“ Muggeridge: „Ja.“ Und er zog seinen Füllhalter aus der Jackentasche.

Es wird dem Leser dieses Buches kaum gelingen, unverletzt durch den „Kugelhagel“ zu kommen. Ich will nicht sagen, daß Muggeridge wild nach allen Seiten ballert. Aber die Munition, mit der er schießt, verrät den ehemaligen Herausgeber von „Punch“ (1953–1957), der berühmten englischen satirischen Zeitschrift.

Er kann „das Kirchenchristentum mit seinen amtlichen Vertretern nur noch als eine absolute Farce betrachten, als eine Spanische Wand, hinter die, wie Kierkegaard sagt, die Christen sich zurückziehen, um der Mühe zu entgehen, wirklich Christ zu sein“ (S. 32). Entsprechend sind denn auch seine Auslassungen über die Versammlung des Weltkirchenrates in Uppsala 1968, die er als „bisher größte Delegierten-Versammlung eines bankrotten Christentums“ (S. 72) und als „Nicht-Ereignis“ (S. 68) tituliert. „Die Versammlung dort erinnerte mich im übrigen an den Auszug aus einer Eckkneipe, wie ich ihn in meiner Jugend miterlebt hatte: Zehn oder zwölf Betrunkene stützten sich gegenseitig. Sie schwankten hin und her, brachten es aber immerhin fertig, sich aufrecht zu halten; allein wäre jeder von ihnen unweigerlich in der Gosse gelandet“ (S. 68).

Es ist die Kirche, die sich ängstlich den Trends der Zeit anpassen will, die Muggeridge verhöhnt. Das ist die Kritik eines Mannes, der Christ sein will und es nicht schon immer war. Er hat

einen langen Weg zurückgelegt. Geboren 1903. Sein geistiger Ausgangspunkt ist der sozialistische Zukunftsglaube, den er in seiner Familie erlebte. Und damit ist das zweite Objekt genannt, das er dauernd aufspießt: Utopismus. Er mokiert sich über „geradezu idiotische Stimmen, die uns ein Neues Jerusalem gleich um die Ecke prophezeien. Ich finde, man unterschätzt immer wieder die Ausdauer der menschlichen Torheit“ (S. 122). Seine Kritik paßt nicht in ein ideologisches Ost-West-Schema. Gen Osten: „Auf den Straßen Moskaus zerbrach für mich dann jener andere Traum – der Traum vom Himmel auf Erden“ (S. 47). Gen Westen: „Schreckliche Vision vom skandinavisch-amerikanischen Paradies“ (S. 55).

Wo steht er heute? Die autobiographischen Skizzen und Bekenntnisse sowie die Reflexionen über Jesus und Palästina lassen seine Entwicklung und seine heutige Position erkennen. Muggeridge will Christ sein. „Immer sollten wir uns daran erinnern, auf wie wunderbare Weise sein (Jesu) Licht, trotz allem, in den finsternen Dschungel des menschlichen Eigen- und Machtwillens hineinleuchtet. Dieses Wunder kann ich als ein echtes Kind unserer unruhigen Epoche, als ein Skeptiker mit dem Hang zu niederen Gelüsten – auch wenn ich mich davor scheue und es nicht wert bin –, mit äußerster Bestimmtheit bezeugen“ (S. 115). So schließt er einen Bericht über Jesus, der als Text einer dreiteiligen BBC-Fernsehsendung erschien.

Dieser Bericht ist faszinierend. Er läßt die Geschichte von damals für unsere heutige Problematik transparent werden. Oder, zutreffender noch: Unsere heutige Lage wird zur brennenden Frage nach Jesus. Malcolm Muggeridge selbst geht sozusagen mit den beiden Jüngern Jesu in Ratlosigkeit den Weg nach Emmaus. Und er lädt uns ein mitzugehen. „Christus ist gekommen, um uns zu sagen, daß er – eben dieser Fremdling – auf allen unseren Wegen, sei es auf dem nach Emmaus oder nach Wimbledon oder nach Timbuktu, auf uns wartet, um uns zu begleiten, sofern wir es wünschen“ (S. 115).

Die Antwort Jesu auf unsere Frage nach Leben setzt sich aus zwei Teilen zusammen, die auf den ersten Blick im Widerspruch zueinander zu stehen scheinen. Jesus sagt: „Wer sein Leben er-

halten will, der wird's verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden" (Matth. 16, 25). Das hört sich nach Verzicht an, und wir verbinden damit sofort Lebensverneinung, Lebensfeindlichkeit. Wie kann Jesus zu gleicher Zeit sagen: „Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen" (Joh. 10, 10)? Daß dies kein Widerspru 'i ist, sondern daß in der Wirklichkeit beide Sätze zusammengehören, ist wohl die zentrale Entdeckung, die Muggeridge an Jesus macht.

Er hat jahrelang an die Machbarkeit des menschlichen Paradieses geglaubt. Er sieht, wie in unserer Zeit das Streben nach Glück an erster Stelle steht und die Erfüllung dieses Strebens technisch ermöglicht werden soll. Und er erkennt, daß beides gefährliche Irrtümer und mörderische Irrwege sind. „So wurde das neue Evangelium verkündet: Im Anfang war das Fleisch, und das Fleisch wurde Wort; im Fleisch ist das Leben; wir müssen im Geist sterben, um im Fleisch wiedergeboren zu werden. Es gab keinen eifrigeren Meßdiener damals als mich, und dennoch befahl mich, wenn ich spät abends den leeren Straßenbahnschienen entlang nach Hause trottete, ein banges, ja fürchterliches Gefühl der Trostlosigkeit" (S. 39).

Gelegentlich taucht in diesem Buch, wenn Muggeridge den Wider-sinn unserer modernen Lebensorientierung zeigen will, die Schweineherde der Gerasener auf. Die Bibel berichtet, daß Jesus einen Besessenen in der Gegend der Stadt Gerasa heilt und die Dämonen aus diesem Menschen in eine Schweineherde fahren läßt. Bei Lukas heißt es: „Da fuhren die bösen Geister aus dem Menschen und fuhren in die Säue; und die Herde stürzte sich von dem Abhang in den See und ersoff" (Luk. 8, 33).

Auf diese Szene kommt Muggeridge zurück: „Die Finsternis bricht über dem idiotischen Geschrei von den erzielten Fortschritten, von der mündig gewordenen Menschheit, von der Aussicht auf eine technologische Glückseligkeit über uns herein, und wir werden in den Abgrund stürzen wie die Säue der Gerasener" (S. 157). Oder: „Auch die Säue der Gerasener jagten zweifellos dem Glück nach, als sie sich die Klippen hinab in den Abgrund stürzten" (S. 65). Daß Glück mit Vergnügen verwechselt wird, ist der verhängnisvolle Irrtum. Und auf der Jagd nach dem Ver-

gnügen, nach dem Spaß wird das Glück vertan. Der Weg Jesu aber ist der Weg zur Fülle des Lebens.

Die Angriffe Muggeridges auf Glücksstreben und Fortschrittsgläubigkeit sind im Grunde Auseinandersetzungen mit seiner eigenen Vergangenheit. Und diese Auseinandersetzungen mit seinem eigenen, als falsch erkannten Weg geschehen hart und kompromißlos. Er schwenkt ja auch nicht einfach in ein anderes Lager über. Er ist bis heute nicht Mitglied einer Kirche. Institutionalisiertes Christentum erscheint ihm genauso wie der Utopismus als eine Form der Flucht vor Gott.

Er selber war auf der Flucht vor Gott und ist deshalb nicht bereit, nur die Fluchtwege zu ändern. Man spürt seinen Confessiones an, daß Gott ihn gestellt hat. Typisch ist, was er zu der Frage „Gibt es einen Gott?“ schreibt: „Ich für meine Person wäre sehr glücklich, wenn ich diese Frage nachdrücklich verneinen könnte. Meiner Natur nach würde ich mich gern mit dem abfinden, was diese Welt uns anzubieten hat, und jeden Gedanken an einen göttlichen Plan oder Ratschluß sowie an eine Gottheit, die ihn ausführt, als Wunschdenken oder Wichtigtuerei der Spezies Mensch abtun.“ . . . „Mich hat nie nach einem Gott verlangt; ich habe von mir aus niemals einen Gott gefürchtet oder mich vor die Notwendigkeit gestellt gesehen, einen Gott zu erfinden. Dennoch sehe ich mich leider zu dem Schluß veranlaßt, daß Gott von sich aus nach mir verlangt. Gott ist mir auf den Fersen wie ein himmlischer Jagdhund. Sein Schatten fällt auf alle meine kleinen Picknicks, die ich im Sonnenschein veranstalte, so daß es kühl wird; er beraubt meine Speisen ihres Aromas, meine Gespräche ihres Glanzes, meine Vergnügungen der Lust“ (S. 73).

Seine Gotteserkenntnis ist zu einem Zusammenprall mit seiner früheren, utopischen Anschauung geraten. Die neue Orientierung hat ihre Konsequenzen bis in das öffentliche Verhalten Muggeridges. Er tritt als Studentenschaftsvertreter (Rektor) der Universität Edinburgh zurück, als die Studenten die freie Austeilung der Antibaby-Pille fordern; er hätte diese Forderung mitvertreten müssen. In einer seiner Predigten lesen wir seine Begründung. Der Rücktritt wirbelt viel Staub auf und schafft ihm viele Feinde — nicht zuletzt aus den Reihen sogenannter fortschrittlicher Geistlicher.

Zornig greift Muggeridge die Kirchenleute an, wenn sie versuchen, sich dem Geist der Zeit anzupassen: „Wenn die Wortführer der Vegetarier die wohllöbliche Schlachter-Innung um Aufnahme als Mitglieder ersuchen würden, dann wäre das nicht annähernd so lächerlich wie der Anblick, den die Kirche bietet, indem sie sich auf den materialistischen Fortschrittsglauben und auf die Idee beruft, politische Freiheit lasse sich mit den Mitteln der Macht und das Reich Gottes durch allgemeinen Wohlstand verwirklichen . . . Aus derartigem Irrsinn — das versichere ich Ihnen — spricht die Verzweiflung von Berufskomödianten“ (S. 132 f.). Aber zur Schadenfreude bleibt dem Leser nicht lange Zeit. Gerade genießt er noch den wütenden Angriff, den Muggeridge auf irgendeinen Bischof startet — Bischöfe eigneten sich schon immer gut als Schießbudenfiguren für Satiriker —, da befindet er sich selber schon im ironischen Trommelfeuer.

Wenn man sich nicht geistig verkriecht, verspürt man gelegentlich nicht schlechte Lust, mit gleicher Münze heimzuzahlen. Muggeridge wirft den Kirchen vor: „Wahrscheinlich fällt es den religiösen Körperschaften heute nur deswegen so leicht, sich zusammenzuschließen, weil sie aufgrund der Tatsache, daß sie kaum noch an etwas Konkretes glauben, auch kaum unterschiedliche Auffassungen zu vertreten vermögen“ (S. 52 f.). Recht so, sage ich. Aber wer im Glashaus sitzt, soll bekanntlich nicht mit Steinen werfen. Was soll es denn, daß Muggeridge seinen Bericht über die Speisung der Fünftausend mit dem rationalistischen Ladenhüter-Argument — das zudem noch von Moralin trieft — anreichert, die Leute hätten, von der Predigt Jesu angeregt, ihr mitgebrachtes Brot hilfsbereit an die Nichtbesitzenden verteilt? Oder verflüchtigt sich der Satz, daß Jesus lebt, nicht doch zur Plattheit, wenn man den „Leichenfledderer von Golgatha“ als immerhin diskutabile theologische Müllabfuhr mit in die Ostergeschichte einbaut?

Wirft Muggeridge den Kirchenleuten nicht gerade diese Anbiederung an den modernen Menschen vor? Und doch kann ich ihm das nicht im gleichen Maße zum Vorwurf machen, wie ich es den Theologen vorwerfen muß, die die Wahrheit offenbar als Ergebnis einer Erforschung der geistigen Marktlage verstehen. Hier findet einer von außen den Zugang zur Person Jesu. Die Bot-

schaft von Jesus war im ersten wie im zwanzigsten Jahrhundert eine Zumutung für den selbstherrlichen Verstand des Menschen. Der jetzige anglikanische Erzbischof von Jerusalem, Prof. Kenneth Cragg, hat einmal darauf hingewiesen, daß Jesus bereits im Neuen Testament unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten beschrieben wird. Cragg nennt sie „order of knowing“ und „order of being“: zu übersetzen etwa als „Reihenfolge des Erkennens“ und „Reihenfolge des Seins“.

Während Jesus nach der Reihenfolge des Seins von Anfang an der Sohn Gottes, die Schlüsselfigur Gottes ist, entwickelt er sich für das Auge und Ohr dessen, der ihm begegnet, vom Zimmermannssohn aus Nazareth über den Rabbi zum Menschensohn-Weltrichter. Ob die beiden Jünger, denen Jesus auf der Straße nach Emmaus begegnet, sofort die ganze Tragweite der Tatsache, daß Jesus lebt, erfaßten? Und ob sie alle Implikationen richtig gesehen haben?

Pardon, Malcolm Muggeridge hat es nicht nötig, von mir verteidigt zu werden. Vielleicht würde er sich diese Verteidigung sogar verbitten. Und ich meinerseits bin nicht mit allem einverstanden, was Muggeridge schreibt. Muß ich das? Ich erkläre aber, daß durch dieses Buch für mich viel Licht auf mein Leben, auf die Welt und auch auf die Bibel gefallen ist. Dieses Buch ist ein Stachel. Ich finde, daß sich viele Christen und Nichtchristen diesen Stachel im trägen Fleisch der Gewohnheit und der scheinbaren Selbstverständlichkeit „gönnen“ sollten. Wir begeben uns dann zumindest auf den hoffnungsvollen Weg, auf dem Malcolm Muggeridge geht, wenn er wünscht: „Wie lieb wäre es mir, wenn ich zu Ihnen auch nur mit einem winzigen Bruchteil jener Gewißheit und Erleuchtung zu sprechen vermöchte, mit der Paulus beispielsweise in Thessalonich sprach und mit der er und seine Gefährten buchstäblich die Welt auf den Kopf stellten, indem sie im Widerspruch zu den kaiserlichen Dekreten verkündeten, daß es nur e i n e n König gebe: Jesus“ (S. 116 f.).

Ulrich Parzany

Nur zögernd und unter großen Bedenken habe ich mich dazu entschließen können, die nachstehenden, sehr verschiedenartigen Texte, die sich direkt oder indirekt alle mit meiner Einstellung zum Christentum und zur christlichen Religion befassen, in einem Biographischen Werk zu veröffentlichen. Sie erheben keinen Anspruch darauf, eine zusammenhängende oder gar konsequente Darstellung meines Glaubens zu sein. Ich weiß nur zu gut, daß sie einander häufig widersprechen, sich in vielem wiederholen und vielfach ungenau formulieren; ganz bewußt aber habe ich davon abgesehen, sie so zu bearbeiten und zurechtzustutzen, daß sie den Eindruck von Klarheit und Folgerichtigkeit erwecken, weil das einer Verfälschung meiner tatsächlichen Geisteshaltung gleichkommen würde. Sie stellen lediglich — und das ist wenig genug — den aufrichtigen Versuch eines älteren Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts dar, der tiefen Unzufriedenheit mit den allgemeinen Wertvorstellungen und Postulaten dieses Säkulum Ausdruck zu verleihen, und zwar in dem Gefühl, daß es eine *Alternative* dazu gibt — eine Alternative, die den Menschen bereits vor zweitausend Jahren am See Genezareth und auf der „Golgatha“ genannten Anhöhe gezeigt wurde.

Von den sich aus dieser Feststellung ergebenden theologischen Folgerungen — das sollte ich erklärend hinzufügen — verstehe ich nichts; die Theologie gehört, wie Algebra oder Thermodynamik, zu den Gegenständen, für die ich niemals echtes Interesse habe aufbringen können. Ich bin ein theologischer Ignorant und werde es wahrscheinlich bis ans Ende meiner Tage bleiben. Ich

weiß, daß fromme, löwenherzige Menschen um solcher Begriffe wie „Dreieinigkeit“ und „Jungfrauengeburt“ willen heldenhaft gestorben sind; trotzdem vermag ich mich darüber ebenso wenig zu ereifern wie beispielsweise über die wunderbare Schöpfungsgeschichte im 1. Buch Mose. Zugunsten dieses Berichtes in der Bibel könnte ich lediglich anführen, daß er mir wesentlich mehr einleuchtet als die neuen Theorien von einer „kontinuierlichen Schöpfung“; ebenso ist mir die Jungfrauengeburt als Idee wesentlich sympathischer als beispielsweise der Gedanke an die sogenannte Familienplanung. Andererseits fürchte ich, daß die Kirchenväter und Thomas von Aquin mir auf immer unzugänglich bleiben werden. Ich habe nur wenige, von mir allerdings hochgeschätzte Lehrer; der Leser wird dies rasch feststellen, und ich hoffe nur, daß ihm die Häufigkeit, mit der ich sie zitiere, nicht langweilig wird. Zu jenen gehören in erster Linie die Verfasser der Evangelienberichte und der neutestamentlichen (vor allem der paulinischen) Briefe, ferner der allzeit geliebte Augustinus und der heilige Franziskus, sodann der erbauliche John Bunyan und der Mystiker William Blake, weiterhin Pascal und Kierkegaard, Tolstoj und Dostojewskij. Besonders erleuchtete Geister unserer Zeit sind in meinen Augen Dietrich Bonhoeffer und Simone Weil. Diese Lehrmeister haben mich alles gelehrt, was ich über die christliche „Apologetik“ – wie man es wohl nennt – weiß.

Es war während eines Aufenthaltes im Heiligen Lande – ich stellte dort im Auftrage der Londoner Sendegesellschaft BBC drei Folgen über das Neue Testament für das Fernsehen her –, als mich eine merkwürdige, fast magische Gewißheit im Hinblick auf die Geburt, das Wirken und den Kreuzestod Jesu überkam. Vorher war es so gewesen, daß die vielen geweihten Stätten und die Legenden, die sich um sie rankten, mir von meinem Standpunkt aus größtenteils ebenso nichtssagend bzw. unglaubwürdig waren wie etwa die Gebeine des Heiligen Petrus, die Splitter vom Kreuze Jesu oder andere von den Gläubigen verehrte Reliquien. Doch dann erlebte ich an einer dieser Heiligen Stätten eine Gruppe christlicher Pilger: Glaube leuchtete mir aus ihren Gesichtern entgegen, und ihrem Gesang war deutlich an-

zumerken, daß sie sich der Nähe ihres Erlösers freudig bewußt waren. Da begriff ich, daß diese Stätte für sie ein echtes, verbürgtes Heiligtum war; ihr Glaube bewirkte dies. Alsbald erging es mir ähnlich: Ich spürte, daß es wirklich einen Menschen namens Jesus gegeben hatte, der zugleich Gott war — ich wurde mir seiner Gegenwart bewußt. Er hatte wirklich jene erhabenen Worte gesprochen — ich vernahm sie. Er war wirklich am Kreuz gestorben und von den Toten auferstanden. Wie sonst wäre es möglich gewesen, daß ich ihm begegnete — was tatsächlich der Fall war —, als er in der Wüste mit dem Versucher rang, als er auf dem Berge predigte, daß die Sanftmütigen das Erdreich besitzen und daß die, die reinen Herzens sind, Gott schauen werden, und als er sich auf dem Wege nach Emmaus den beiden Jüngern zugesellte.

In einem Begleittext zu meinen drei Fernsehfilmen (S. 87 ff.) habe ich zu erklären versucht, daß es sich bei den Worten Jesu um lebendige Worte handelt, die heute noch ebenso bedeutsam sind wie damals, als sie zum erstenmal gesprochen wurden; das Licht, das er ausstrahlte, scheint heute noch ebenso hell wie eh und je. Er lebt, während beispielsweise Sokrates, der wie Jesus um der Wahrheit willen den Tod wählte, in gleicher Weise nicht lebt. „Laß die Toten ihre Toten begraben“, hat Jesus einmal gesagt — anders ausgedrückt: Überlaß sie der Geschichte! Sokrates ist eine historische Gestalt, so, wie die Heiligen Stätten und Legenden historisch sind, wie die Auferstehung ein historisches Ereignis ist; Jesus dagegen ist auch heute noch lebendig-gegenwärtige Realität. Am Kreuz überschneiden sich Geschichte und Leben, Legende und Wirklichkeit, Zeit und Ewigkeit. Der gekreuzigte Jesus ist es, der uns erkennen läßt, wie Gott Mensch und wie ein Mensch Gott wurde.

So jedenfalls stellte und stellt es sich mir dar. Die alten heidnischen Götter wurden im Sinne irdischer Macht, irdischen Reich­tums und irdischer Schönheit dargestellt — strahlend, mächtig und lüstern. Am Kreuz offenbarte sich Gott zum erstenmal im Sinne der Schwachheit, der Niedrigkeit und des Leidens, ja (menschlich gesprochen) sogar im Sinne der Absurdität. Von nun an wurde er verkörpert durch das furchtsamste, sanfteste und verwundbarste aller Geschöpfe: durch das Lamm. „A g n u s

Dei" (Gotteslamm) – haben die Menschen jahrhundertlang freudig gesungen. Agnus Dei . . .

Im Zusammenhang mit meinen Fernsehsendungen hat sich alles, was normalerweise Privatsache wäre, ja, um einen zeitgemäßen Ausdruck zu gebrauchen, eine private Marotte oder Torheit, mehr oder weniger öffentlich abgespielt; es wurde und ist Gegenstand verschiedenster Stellungnahmen. Wie oft werde ich gefragt, ob es zutreffe, daß ich zur römisch-katholischen Kirche übergetreten sei! Es fällt mir sehr schwer, den Menschen klarzumachen, daß ich jeder Form institutionalisierten Christentums umso ferner- rücke, je mehr ich in den Bann der Person und Lehre Jesu Christi gerate – ganz besonders aber der genannten Institution, die nach meinem Dafürhalten mit geradezu halsbrecherischem Tempo dabei ist, alle Torheiten und Ungeschicklichkeiten des Protestantismus zu wiederholen, und die infolgedessen in absehbarer Zeit an demselben traurigen Punkt angelangt sein wird. Dieser Zustand ist u. a. gekennzeichnet durch experimentiersüchtige Geistliche, durch leere Kirchen und durch ein totales dogmatisches Durcheinander.

Von seiten der genannten Kirche war die Kritik an meiner Haltung so oder so ziemlich vernichtend. Der Erzbischof von York stellte mich zur Rede, weil ich die Vermutung auszusprechen wagte, daß man christlicherseits Einwände gegen die Herztransplantationen Dr. Barnards erheben könne, und der römisch-katholische Universitätspfarrer von Edinburgh tadelte mich, weil ich darauf hingewiesen hatte, daß die freie Abgabe von Empfängnisverhütungsmitteln an Studenten zur sexuellen Promiskuität verleite. „Tatsache ist“, schrieb ein anderer Reverend, „daß wir alternde Journalisten mit Spezialbegabung für Schmähreden nicht eben für nützliche Verbündete bei der Präsentation christlicher Maßstäbe halten.“

Die Kritik von nichtchristlicher Seite war eher vorzusehen gewesen. Alte Freunde schüttelten und schütteln den Kopf und sprechen wohlwollend-mitleidig von mir, wie sie es tun würden, wenn sie mich bei einer unschicklichen Bloßstellung im Londoner Hyde-Park entdeckt hätten; alte Feinde legen besonderen Nachdruck auf die Feststellung, wie peinlich, ja obszön es sei, wenn älter werdende Wüstlinge grollend um sich schlugen, so-

bald es um sinnliche Vergnügungen gehe, die sie nicht länger zu genießen vermöchten. Mein Nachfolger als gewählter Vertreter der Studentenschaft der Universität Edinburgh nannte mich einen „verrückten Flagellanten“; ein anderer Akademiker (den ich im übrigen außerordentlich schätze) begnügte sich damit, etwas nachsichtiger zu sagen, ich sei „einfach verrückt“ geworden. Am weitesten verbreitet ist die Ansicht, daß ich mit zunehmenden Jahren einfältig und langweilig geworden sei — zwei allgemein einleuchtende Urteile. Weniger einleuchtend dagegen ist die Behauptung, ich sei den Ködern des „Establishment“ erlegen. Wäre das so, dann hätte ich mich ja zunächst gegen die Verleihungen der lebenslänglichen Peerswürde und des britischen Empire-Ordens sowie gegen die von Universitätswürden-ehrenhalber wehren müssen, nicht minder gegen Einladungen zu Essen mit exklusiven „Fellows“. Leider bin ich weit davon entfernt; vielmehr muß ich gestehen, daß die Kälte, mit der man mir in Kreisen des sogenannten Establishment — und zwar in voller Bandbreite — seit der Zeit begegnete, da ich zu versuchen begann, ein Christ zu sein, und auch darüber sprach, sich mittlerweile in ein ausgesprochenes Eisklima verwandelt hat.

Indessen habe ich auch eine große Zahl von Briefen erhalten, die vielfach von geradezu überwältigender Freundlichkeit und Nächstenliebe zeugen. Aus einem Brief, den ich erhielt, als ich dieses Vorwort schrieb, erlaube ich mir eine Stelle zu zitieren. Der Schreiber, ein Mönch, erwies mir die Ehre, von einigen meiner Auslassungen zu sagen, daß sie „der gütige Heiland dazu benutzte, mich unser christliches Erbe besser verstehen und schätzen zu lehren und mich dahin zu bringen, ihm mit desto größerer Entschlossenheit treu zu bleiben, komme, was da wolle.“ Weiter heißt es in diesem Brief: „Als kleines Zeichen meiner Dankbarkeit Ihnen gegenüber bitte ich jeden Morgen um fünf Uhr, ehe ich das Heilige Opfer darbringe, unseren Heiland und Erlöser, er möge Ihnen und allen, die Ihnen nahestehen, gut sein. Die kurze Spanne, die mir bleibt, bis ich ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehe, werde ich nicht aufhören, für Sie zu beten.“ Ein kostbareres Geschenk als dieses kann wohl kein Mensch einem anderen machen; derartige Gesten erfüllen die ganze Welt mit Licht.

Ich habe alle diese Briefe — es sind inzwischen einige tausend — in eine entsprechend große Metallschatulle gelegt, in der Hoffnung, daß irgend jemand sie nach meinem Tode durchsehen wird. Sie legen eindeutiger und vollständiger als jede Untersuchung von Meinungsforschungsinstituten und sogenannten „wissenschaftlichen Erhebungen“ Zeugnis ab für den außerordentlichen geistlichen Hunger, der heute bei Menschen aller Klassen und Kategorien zu finden ist, bei völlig ungebildeten ebenso wie bei hochgebildeten, bei den unbedeutendsten ebenso wie bei den berühmtesten. Die verschiedenen moralischen, theologischen und soziologischen Auseinandersetzungen haben, wie fortschrittlich sie auch im Einvernehmen mit den Kirchen geführt werden mögen, diesem geistigen und geistlichen Hunger nichts zu bieten. Der läßt sich nicht stillen, indem man Abtreibung und Homosexualität legalisiert, läßt sich nicht mit Empfängnisverhütung beschwichtigen und gibt sich niemals mit den Regeln und Gewohnheiten der Mehrheit zufrieden. Auch die Phrase, daß „Gott tot“ sei, bedeutet ihm keinen Trost, ebensowenig wie die, daß die Menschheit „mündig“ geworden sei, oder gar der Gedanke an gewisse „ökumenische“ Verhandlungen, bei denen es darum geht, die päpstliche Unfehlbarkeit zugunsten einer anglikanischen Ordnung abzuschreiben. Das Brot des Lebens, das Jesus den Menschen angeboten hat, indem er versprach, daß alle, die davon äßen, niemals mehr hungern würden, bleibt die einzige Möglichkeit, den Hunger zu stillen. Dieses Versprechen gilt auch heute noch.

Viele Briefschreiber setzen als selbstverständlich voraus, daß mein Leben neuerdings eine dramatische Richtungsänderung erfahren habe. Das ist nicht der Fall. Mein Leben ist von Anfang an eine Kette von **W a g n i s s e n** gewesen, eine ununterbrochene Folge falscher Entscheidungen, falscher Zielsetzungen und ständigen Strauchelns und wird es gewiß auch immer bleiben — genau so, wie es in John Bunyans „Pilgerreise“ geschildert wird. (Vielleicht liebe ich dieses alte Buch aus dem 17. Jahrhundert gerade deswegen so besonders.) Jedesmal, wenn ich mich wieder aufgerafft hatte, war meine erste Regung stets, weiterzueilen, immer in dem dunklen Gefühl, daß man schließlich vor sich auf einer Anhöhe doch noch die Heilige Stadt erblicken werde. Ich habe

niemals große Neigung verspürt zu verweilen – nicht einmal auf dem Jahrmarkt der publizistischen Eitelkeiten einschließlich der Absichten, das Einschulungsalter heraufzusetzen, das Stimmrecht auf Teenager auszudehnen, die Banken zu verstaatlichen oder andere Verbesserungsmaßnahmen zu bewirken. Im Tal der Demut und der Todesschatten – in jenem grünen Tal, in dem auch Lilien wachsen und ein sehr fruchtbarer Boden überreiche Ernten hervorbringt – wünschen manche Menschen sich, daß dies der nächste direkte Weg zum Hause ihres Vaters sei, daß sie nicht mehr über Hügel und Berge gehen müßten. Doch „der Weg ist der Weg, und er hat ein Ende“, das nicht wir bestimmen.

Die dümmste Kritik an dem Weg, den Jesus uns einzuschlagen gelehrt hat – und deshalb die am häufigsten zu hörende –, ist denn auch, daß dieser Weg auf eine Art Flucht hinauslaufe, auf ein Ausweichen vor der brennenden Wirklichkeit und den Verpflichtungen, die sie uns auferlegt. Nichts ist der Wahrheit ferner als diese Auffassung. Dafür ein Beispiel. Ort der Handlung: Schönberg in Südostdeutschland. Zeit der Handlung: April 1945. Im kleinen Schulhaus des Dorfes ist eine Reihe von Gefangenen versammelt, darunter der lutherische Pastor Dietrich Bonhoeffer. Es ist Sonntagmorgen, und die Mitgefangenen bitten ihn, er möge eine Morgenandacht halten. Die Mehrzahl der Kameraden ist römisch-katholisch, einer von ihnen – ein Russe namens Kokorin – ist Kommunist; doch obwohl Bonhoeffer im Gespräch hierüber dies erwähnt, läßt man nicht nach, in ihn zu dringen, und so hält er auf allgemeinen Wunsch die Andacht. Das ist wirklich ökumenisch! Er wählt als Text: „Durch seine Wunden sind wir geheilt“ (Jes. 53, 5) und: „Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten“ (1. Petr. 1. 3). Dazu ein englischer Kriegsgefangener: „Genau die richtigen Worte, um dem Geist unserer Gefangenschaft Ausdruck zu geben mitsamt den Gedanken und Entschlüssen, die sie in uns hat reifen lassen.“ Gemeinsam mit Bonhoeffer sahen alle hoffnungsvoll der Zukunft entgegen.

Ich finde diese Szene (den Bericht darüber verdanke ich übrigens

Mary Bosanquets ausgezeichnete Studie über Bonhoeffer – ein geistliches Erlebnis für sich) unendlich ergreifend; denn – als der Gottesdienst zu Ende ist, fliegt die Tür auf, und zwei Zivilisten befehlen dem Gefangenen Bonhoeffer, seine Sachen zu packen und mitzukommen. Ehe Bonhoeffer den Raum verläßt, läßt er über Payne Best seinem Freunde Dr. Bell, dem Lordbischof von Chichester, folgende Botschaft zukommen: „Sagen Sie ihm . . . mit ihm glaube ich an die Grundlagen unserer weltweiten christlichen Bruderschaft, die sich über alle nationalen Interessen erhebt, und daran, daß unser Sieg gewiß ist.“ Anschließend wird Bonhoeffer nach Flossenbürg gebracht, wo man ihm sein Todesurteil verkündet. Durch die halboffenstehende Tür eines Zimmers in dem betreffenden Barackenbau sieht der Lagerarzt ihn in seiner Häftlingskleidung in innigem Gebet mit seinem Herrgott knien. „Die hingebungsvolle und erhörungsgewisse Art des Gebetes dieses außerordentlich sympathischen Mannes hat mich auf das tiefste erschüttert“, erinnerte der Arzt sich später. An der Richtstätte kniet Bonhoeffer an einem schönen Frühlingmorgen unter dem Galgen ein letztes Mal nieder, um zu beten. Kurz darauf endet sein Leben.

Als dies geschieht, gehen fünf Jahre eines ungeheuerlichen Posentreibens zu Ende. Hitlers Reich, das „tausend Jahre“ dauern sollte, wird in aller Kürze ein schimpfliches, verheerendes Ende finden. Die Befreier rücken mit Bomben, Panzern, Gewehren, Zigaretten und Dosenfleisch von Osten und Westen heran; die Luft schwirrt von schönen, heuchlerischen Reden. Wenn ich, nach über fünfundzwanzig Jahren, jetzt auf diese Zeit zurückblicke, frage ich mich, wo denn aus jener trüben Finsternis damals ein Licht hervorleuchtet. Ganz gewiß nicht aus der Welt der Nazis, aber auch nicht aus der der Befreier, die, wie wir alle wissen, niemanden und nichts befreiten. Die Scheinheiligkeit und die schönen Reden von damals sind gnädigerweise vergessen; bleiben wird dafür die Erinnerung an einen Mann, der starb – nicht für die Freiheit oder Demokratie oder für ein ständig wachsendes Bruttosozialprodukt, nicht für die trügerischen Hoffnungen und Wünsche des zwanzigsten Jahrhunderts, sondern um eines Kreuzes willen, an dem ein anderer Mensch zweitausend Jahre zuvor gestorben war. Wie damals auf Golgatha, so ist inmit-

ten von Schutt und Elend des „befreiten“ Europa der einzige Sieger auch heute im Grunde jener Mensch, der dort einst starb; denn unsere einzige Zukunftshoffnung liegt darin, daß er mit seinem Sterben den Tod überwunden hat. Einen anderen Sieg, eine andere Hoffnung wird es nie geben.

Das ist es, was ich – wenn auch noch so unzulänglich – zu sagen versuche.

I. IM RUNDBLICK DES LEBENS

Der Umweg war lang

Das Elternparadies

Ich wurde zu einem glühenden Anhänger der Religion unserer Epoche erzogen – zu einem Anhänger des Utopismus.

Sonntagabends pflegte mein Vater uns aus Büchern wie William Morris' „Paradies auf Erden“ vorzulesen, aus einem Buch, dessen Titel bei mir hängen blieb als einer, dem über den Wortlaut hinaus eine besondere Bedeutung zukam. Ich erinnere mich noch genau an die Szene: an unser kleinbürgerliches Wohnzimmer in South Croyden im Süden Londons, an meine schlafende Mutter im Sessel, an die Stimme meines Vaters, die lebhaft und bald laut, bald leise war. Er liebte das Vorlesen; alles, was mit dem gesprochenen Wort zusammenhing, besonders mit Reden in der Öffentlichkeit, sagte ihm zu. Ganz besonders deutlich steht er mir vor Augen, wenn seine Stimme sich bei Versammlungen im Freien über den Verkehrslärm erhob und er den Menschen eine herrliche Welt in Aussicht stellte, wenn nur erst die Macht des Kapitalismus gebrochen und die Arbeit, die Gedanken und das Streben der Menschheit ausschließlich vom Allgemeinwohl, nicht von persönlicher Habgier beherrscht und gelenkt sein würden. Ich sehe und höre ihn noch heute, den kleinen bärtigen Mann mit den breiten Schultern, aufrecht auf der Rednerbühne stehend und mit ernster, eindringlicher Stimme redend; und um ihn herum die kleine Schar der Zuhörer, größtenteils respektlose und gleichgültige Menschen, nur in der vordersten

Reihe ein paar Eiferer. Wie stolz war ich von frühester Jugend an, einer von denen zu sein, die bei jeder Gelegenheit übertrieben eifrig Beifall klatschten und bei jedem Scherz laut zu lachen anfangen!

Mir erschien das alles absolut eindeutig und unumstößlich. Ich benutzte die städtische Straßenbahn in Croydon in der heiteren Zuversicht, daß alle von „unabhängigen“ Unternehmen betriebenen Busse dazu verdammt seien, im Kampf gegen jene zu unterliegen. Mit ähnlicher Zuversicht kaufte ich für meine Mutter im Konsumverein ein, weil mir der Köder der Dividende dafür zu bürgen schien, daß in Kürze das ganze Geschäftsleben von miteinander konkurrierenden, auf Gewinn bedachten Firmen frei sein würde. Die staatlichen Höheren Schulen von der Art, wie ich sie besuchte, würden schon dafür sorgen, daß es genug vorurteilsfreie Staatsbürger gäbe, wenn unser Neues Jerusalem zustande käme. Mit größter Bereitwilligkeit schrieb ich Adressen und verteilte Flugblätter und Plakate, wenn mein Vater bei der örtlichen Stadtratswahl für die Labour Party kandidierte. Ich klingelte an den Haustüren und erklärte den (oftmals erzürnten) Hausfrauen, daß ihn wählen für eine bessere Welt stimmen heiße; ich sagte zwar nicht „Paradies“, aber das war es, was ich damit meinte. Begierig und hingerissen lauschte ich, wenn mein Vater mit seinen vertrauten Freunden an Samstagabenden darüber diskutierte, wie diese „bessere Welt“ verwirklicht werden könne. Die meisten waren in der City angestellt und gehörten der unteren Mittelklasse an wie ich, waren aus der Kirche (mit ihrer vagen Hoffnung auf die Fortsetzung eines tugendhaften Lebens im Himmel) ausgetreten und hatten sich attraktivglänzenden sozialreformerischen oder sozialistischen Wahrheiten zugewandt, wonach schon morgen oder übermorgen der Himmel auf Erden verwirklicht werden konnte. Manchmal kam es vor, daß ich beim Zuhören einduselte oder gar einschlief und dann barsch geweckt und zu Bett geschickt wurde. Die inbrünstigen Äußerungen der Männer vermischten sich dann mit meinen Träumen, so daß ich im Schlaf vor mich hinmurmelte, sehr wahrscheinlich etwas vom „öffentlichen Eigentum“ der Produktionsmittel oder von der „Verstaatlichung“ der Eisenbahnen und Banken.

Um diese Zeit hatte ich erstmals das zuweilen sehr lebhaftes Gefühl, ein Fremder in einem fremden Lande zu sein, ein Besucher, kein Einheimischer. Meine erste bewußte diesbezügliche Erinnerung betrifft ein Erlebnis, das mir zuteil wurde, als ich in Sanderstead die Straße entlangging, in der wir damals wohnten (es muß ungefähr 1909 gewesen sein, als ich sechs Jahre alt war): Ich trug einen Hut, der jemand anderem gehörte, und ich fragte mich, wer ich eigentlich sei. Ungefähr fünfunddreißig Jahre später erklärte mir im Alliierten Hauptquartier in Algier ein Oberst, man habe sich entschlossen, alle jene verschiedenen Menschen als „Displaced Persons“ (Verschleppte Personen) zu bezeichnen, die plötzlich wie verloren in der Welt dastanden, ohne Staatsangehörigkeit, ohne festen Wohnsitz, ja vielfach sogar, ohne sich ausweisen zu können, nur in dem vagen Bewußtsein, daß man anscheinend der und der sei, von den und den Eltern zu der und der Zeit geboren, jetzt ein Niemand und nirgendwohin gehörend. Als er weitersprach – soweit ich mich erinnere, war er ein ziemlich schwerg gebauter Mann, beinahe schon beleibt, in einem mehr als eng sitzenden Kampfanzug mit roten Litzen –, kam es mir vor, als sei die gewählte Bezeichnung der kränkste aller kranken Ausdrücke, Symptom einer kranken Welt, die, je näher der Sieg rückte, umso kränker zu sein schien.

Dann mußte ich denken: Letzten Endes bin auch ich eine Displaced Person und bin es von allem Anfang an gewesen. Dieses Gefühl – das stellte ich zu meiner Überraschung fest – rief in mir große Genugtuung, ja fast Verzückung hervor. Ich trug damals in meiner Phantasie ebenfalls einen Kampfanzug, wenngleich nicht mit roten Litzen; ich führte angeblich Krieg mit dem einen oder andern über dies oder jenes (O Churchill! O schönste Stunde!); ich war angeblich dabei, unfreie Nationen zu befreien und den Unterdrückten zu Fall zu bringen. (Die Hilfe naht! Und dann die Reihe der Displaced-Nationalhymnen!). An diese Situationen wurde ich, ein D. P., erinnert, als ich las, wie die Französin Simone Weil, die den Entrechteten zugewandte christliche Existentialistin, in Portugal beim Besuch eines armen Fischerdorfes unweit von Lissabon – möglicherweise war es Cascais – am Tage des Dorf-Schutzheiligen beobachtete, wie die Frauen eine Prozession zu den Schiffen veranstalteten, Kerzen vor sich

her tragend und singend, „sicherlich uralte Hymnen von herzzerreißender Traurigkeit“. Dort wurde ihr plötzlich zur Gewißheit: „Das Christentum ist in erster Linie eine Religion der Sklaven und Geknechteten; diese müssen ganz einfach zu seinen Anhängern werden, und ich selbst bin eine dieser Frauen.“ Ich für mein Teil kann zwar nicht behaupten, eine ähnliche Gewißheit verspürt zu haben, die Gewißheit nämlich, daß der christliche Glaube in erster Linie für D. P.s da sei und damit auch für mich; gleichwohl bewirkte die Erkenntnis, selbst zu den D. P.s zu gehören, daß ich mich in jenem trostlosen Hauptquartier und in Gesellschaft jenes klobigen Obersten irgendwie gehoben fühlte. *Erst später sollte ich erfahren, daß man Dich gerade in den tiefsten, dunkelsten Tiefen findet und daß alle, die Dir dort begegnen, dadurch zu den höchsten, strahlendsten Höhen emporgehoben werden.*

Das Gefühl, ein Fremdling zu sein, das ich zum erstenmal schon in frühester Kindheit empfand, habe ich niemals ganz verloren, auch wenn ich zeitweilig und unter gewissen Umständen im Treiben dieser Welt unterzugehen schien, wenn Habgier, Eitelkeit oder Sinnlichkeit mich zu überwältigen drohten – diese drei Ketten, an die wir geschmiedet sind, diese drei Sporne, die uns wild machen, diese drei Eisentore, die uns in der winzigen Dunkelzelle unseres Ichs von den anderen isolieren. Für mich hat es zu allen Zeiten ein Fenster gegeben, das nie endgültig verfinstert, ein Licht, das nie endgültig ausgelöscht wurde – in meinen Augen die größte aller Wohltaten, die mir zuteil wurde. Tage, Wochen und Monate mochten verstreichen ohne sie. Würde sie nie mehr zurückkehren – diese leuchtend mahnende Verlorenheit? Angestrengt lauschte ich danach wie auf ferne Musik, eifrig spähte ich nach dem Licht in weiter Ferne aus. War es auf immer dahin? Und dann – ah, die Erleichterung! Wie man sich aus der Umarmung des Schlafes löst, stumm die Tür hinter sich schließt und im ersten Morgengrauen davonschleicht – wieder ein Fremdling . . . *Das schlimmste Unglück, das uns treffen kann – soviel ist mir klar geworden –, besteht darin, daß wir uns hier auf Erden heimisch fühlen. Solange wir Fremdlinge sind, können wir unsere wahre Heimat nicht vergessen, jenes andere Reich, das Du verkündet hast.*

Obwohl die Religion meines Elternhauses und meiner Kindheit ganz und gar weltlich war, hatte ich doch eine Vorstellung von Dir und ein Gespür für die Bibel, das so weit ging, daß ich diese auf merkwürdig abergläubische Weise zuweilen nachts, an bestimmten Stellen aufgeschlagen, unter mein Kopfkissen legte. Ich habe keine Ahnung, wie ich dazu kam, und weiß auch nicht mehr die betreffenden Stellen, obwohl ich vermute, daß es sich bei einer dieser um das dreizehnte Kapitel des 1. Korintherbriefes gehandelt haben könnte. Ich hatte immer einen unruhigen Schlaf, und als Kind, ja bis ins Mannesalter hinein, litt ich unter Alpträumen. Vielleicht sollte die Bibel unter meinem Kopfkissen eine Art Schutz dagegen sein, zumal es sich fast immer um denselben Traum handelte: Ich wurde an einem dunklen Ort gefangengehalten und verspürte eine wahnsinnige Sehnsucht danach, hinaus und ans Licht zu gelangen. Einmal stieß ich während eines solchen Traumes sogar einen Arm durch die Fensterscheibe meines Schlafzimmers, um hinauszukommen, und wachte dann davon auf, daß aus einer verletzten Ader Blut hervorquoll; bis heute noch ist die Narbe zu sehen.

Meine Vorstellung von Dir deckte sich mit der herkömmlichen nicht-konfessionellen Auffassung jener Zeit, derzufolge Du ein unübertrefflich guter Mensch gewesen warst, sanft und weltfremd, der von Menschen getötet wurde, die den Konservativen ihre Stimme gaben und Ratsherren oder Friedensrichter wurden. Wenn Du kein zahlendes Mitglied der Labour Party warst, so lag das lediglich daran, daß es zu Deiner Zeit in Galiläa noch keine Labour Party gegeben hatte. Die Tatsache, daß Du die Geldwechsler aus dem Tempel jagtest, bewies eindeutig, daß Du ein Gegner des Kapitalismus warst; wenn die Geldwechsler verstaatlicht gewesen wären wie die Post bei uns oder ihre Stände staatlich registriert wie die Wettbüros, wären sie zweifellos untadelig gewesen. Das Bild, das ich mir von Dir machte – es war vermutlich auf populäre Drucke à la Holman Hunts „Das Licht der Welt“ zurückzuführen –, stellte einen langhaarigen Mann mit Mittelscheitel dar, bärtig und mit einer Dornenkrone versehen, die Augen langmütig und voller Liebe trotz des Unrechts, das man Dir zugefügt hatte; Deine Kleidung, ebenfalls im Stil

der üblichen Bibelillustrationen, eine Art langer farbiger Tunika. Dazu schien Dein Tod, veranlaßt von den Mächtigen der Welt, durchaus zu passen. Wenn Du wieder auf die Erde kämest — darin stimmte ich mit meinem Vater und seinen Freunden völlig überein —, würde Dich dasselbe Schicksal wie damals ereilen; der Erzbischof von Canterbury, der Lordoberrichter und andere Würdenträger würden schon dafür sorgen.

Merkwürdig — wenn man bedenkt, daß diese Auffassung von Dir als einem sanften, aber doch recht progressiven Freiheitskämpfer heute in den meisten kirchlich gesinnten, ja selbst in Kreisen der Geistlichkeit allgemein anerkannt ist. Wie ich festgestellt habe, gilt es heute nahezu als Blasphemie, darauf hinzuweisen, daß Du Dich entschieden geweigert hast, Dich auf irdische Angelegenheiten wie den jüdischen Nationalismus einzulassen, daß Du Abstand davon genommen hast, die Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten Deiner Zeit konkret zu brandmarken. Nichts vermag Dich anscheinend davor zu bewahren, daß man Dich als Verbündeten gewisser aufmuckerischer Lords auf den Labourbänken im Oberhaus betrachtet. Es nützt auch nichts, wenn man zitiert, was Du selbst über die Trübsal und die trügerischen Hoffnungen dieser Welt gesagt hast; die neuen Übersetzungen der Evangelien und Briefe liefern ein bequemes Instrument zu einem fortgesetzten Prozeß des „Revisionismus“ (um mich eines vielgebrauchten kommunistischen Ausdrucks zu bedienen), wodurch sich jeder Standpunkt, angefangen bei dem der Lady Chatterley bis hin zu dem der lauschreienden Jazzfans, bequem mit Deiner Botschaft vereinbaren läßt. Es war schon schlimm genug, daß die Geistlichkeit sich weiland mit dem sozialen und politischen Status quo identifizierte; jetzt jedoch, da Kirche und Geistlichkeit bereit sind, jede davon abweichende Richtung zu unterstützen und jeden zu verteidigen, der Dokumente (wie du-bios sie auch sein mögen) darüber vorzulegen vermag, daß er zu den „Unterdrückten“ gehört, ist es beinahe noch schlimmer. Wenn es etwas noch Unerfreulicheres gibt als die Vorherrschaft einer einzigen Klasse, dann ist es der Zustand, in dem sich unsere führende Schicht derzeit befindet: auf der F l u c h t. Sie ist jeder Torheit fähig und zu jedem Fehlurteil imstande, hält ihre Feinde für Freunde — wie natürlich umgekehrt auch — und fühlt sich

verpflichtet, dafür einzutreten, alle und alles zu ermutigen, sie zu zerstören. In vorderster Reihe steht dabei heute ein groteskes Aufgebot verschrobener Gestalten in purpurnen oder schwarzen Soutanen und Chorröcken.

Obwohl ich das Bild von Dir, wie es sich von meinem Vater und seinen Freunden herleitete, durchaus anerkannte, war mir von Anfang an irgendwie bewußt, daß Dein Leben ein tragisches Leben war, etwa in dem Sinne, in dem das Leben König Lears oder das des Macbeth tragisch zu nennen sind. Ahnend begriff ich, daß es sich bei dieser Tragik um eine völlig andere Kategorie handelte als bei der allgemein so genannten Tragik. Die einzigartige Tragödie Deines Lebens hatte etwas mit Blut zu tun, mit jenem Blut, das ich einmal sah, als ich voller Neugier in unser städtisches Schlachthaus hineingespäht hatte: rot, warm und schrecklich und gleichzeitig, wie es schien, reinigend und heiligend. „Gewaschen im Blut des Lammes!“ – irgendwie war diese Wendung in mir haften geblieben; wahrscheinlich hatte sie sich mir aus einem Lied der Erweckungsprediger eingeprägt. Ich grübelte darüber nach und kam nicht davon los. Der Gedanke erschreckte mich, und doch war mir undeutlich-tröstlich bewußt, was der Opfertod bedeutete: Jemand starb, damit andere leben konnten. Viele Jahre später war ich in Australien zufällig bei einer Schafschur zugegen. Wenn die erschreckten Lämmer mit den sanften Augen zu einem aufblickten, passierte es ziemlich oft, daß sie bei der mechanischen Schur verletzt wurden. Der Anblick war für mich ungewöhnlich aufregend – das rote Blut auf der weichen, weißen Wolle. Weshalb hatte ich das Gefühl, dasselbe vor langer Zeit schon einmal erlebt zu haben? Weshalb war der Anblick mir irgendwie vertraut? Da fiel mir das Schlachthaus ein und das Gewaschenwerden im Blute des Lammes. Das war es – das Opferlamm, „Agnus Dei.“

Mein Vater hätte sich gewiß als einen entschieden religiösen Menschen bezeichnet. Wie anfangs viele Anhänger der Labour Party, war er zur Partei über die Kirche gekommen, und seine geistige Haltung trug bis ans Ende seiner Tage deutliche Spuren entsprechender mangelnder Anpassung – in seinem Fall die der sogenannten „unabhängigen Gemeinden“ (Kongregationalisten).

Bis heute erinnert der ganze Stil der Labour Party bei offiziellen Veranstaltungen und in puncto Beredsamkeit mehr an die Erwekungsbewegung des Methodismus als an den Marxismus. Trotzdem bezogen mein Vater und seine vertrauten Freunde einen quasi aufklärerischen Standpunkt; sie scherzten gern über „Gott den Allmächtigen“, was meine Mutter immer leicht schockierte, weil sie beharrlich an einer Art christlicher Orthodoxie festhielt. Als ich einst Zweifel an der Geschichte von Daniel in der Löwengrube äußerte, meinte sie mit großem Nachdruck: „Wenn das mit Daniel nicht stimmt, stimmt überhaupt nichts.“ Einer Äußerung meines Vaters, die er bei vielen Gelegenheiten machte, schenkte ich allerdings mehr Beachtung, nämlich seiner Bemerkung, daß ihm das Kreuz ebenso wie jeder andere Galgen mißfalle. Das schien mir äußerst amüsant zu sein, und ich versuchte es meinerseits damit bei meinen Schulkameraden, wenn auch, so oder so, ohne große Wirkung; sie waren weder entsetzt darüber noch amüsierte es sie.

Andere zum Lachen zu bringen, indem man sich anstößig verhielt, diese Tendenz spielte im sogenannten „Agnostizismus“, in dem die Erkennbarkeit Gottes leugnenden Verstandeskult der ersten Sozialisten, zu denen mein Vater gehörte, eine große Rolle. Der gleichen Methode verdankten ein halbes Jahrhundert später auch die vom Verfasser inaugurierte BBC-Wochenschau („That Was the Week That Was“) und all ihre Abkömmlinge ihre große Anziehungskraft. Ich habe miterlebt, wie die armseligen Scherze meiner nahezu proletarischen Kindheit zu Witzen der widerstrebenden Bourgeoisie wurden. Wie oft fühlte ich mich durch Alan Bennett, Peter Cook und andere junge Satiriker der fünfziger und sechziger Jahre in unser kleinbürgerliches Wohnzimmer zurückversetzt, wo mein Vater sich, zusammen mit seinen Vertrauten, über die grotesken Schurkereien des Establishments und die Albernheiten der anglikanischen Christenheit ausließ! Meine allererste Geschichte, die ich in Kindheitstagen in Druckbuchstaben schrieb, handelte von einem Zug, der zum Entzücken der Passagiere an einer Station nach der anderen vorbeiflog, ohne anzuhalten. Erst wenn er auch an ihren eigenen Zielstationen vorbeifuhr, begannen die Reisenden aufzubegehren und zu lamentieren. Doch ihr Protestgeschrei machte auf den Lokomotivführer keinerlei

Eindruck; unbeirrt ließ er den Zug weiterbrausen. Erst sehr viel später ging mir der Sinn dieser Geschichte auf.

Trotz des angeblichen Agnostizismus meines Vaters hatten wir sowohl unter den anglikanischen Geistlichen als auch unter den Pfarrern der von der Staatskirche abweichenden Denominationen ziemlich viele Bekannte. Es handelte sich bei ihnen um *Sympathisanten* der Labour Party, die unter bestimmten Voraussetzungen bereit waren, den Vorsitz bei unseren Versammlungen zu übernehmen. Wir waren froh über sie; stellte ihre Gegenwart doch eine gewisse Garantie für die Seriosität des Unternehmens dar — zumindest nahmen wir dies an —, worauf es in jener weit zurückliegenden Zeit sehr ankam. Immer noch waren wir der Gefahr ausgesetzt, als Anhänger der „freien Liebe“ zu gelten, als Subjekte, die für die Abschaffung der Ehe und Familie plädieren sowie für andere (wie man meinte) verrufene Dinge. Obwohl wir diese Vorwürfe empört zurückwiesen, indem wir uns darauf beriefen, daß unsere Sittenmaßstäbe entschieden höher seien als die unserer Ankläger, blieb einiges davon hängen. So wurde uns die anfängliche Haltung der Sowjets gegenüber Ehe, Scheidung und Abtreibung angelastet, und manche, die zu unserem eigenen Kreis gehörten — Dr. Aveling, der Schwiegersohn von Marx, und H. G. Wells, der Autor der utopischen „Zeitmaschine“, sind extreme Beispiele dafür —, waren in dieser Hinsicht tatsächlich angreifbar.

Noch näher lag das Beispiel der *Whiteway-Strandkolonie* bei Stroud in Gloucestershire, die von einigen Freunden und Genossen meines Vaters ins Leben gerufen worden war und auch von ihnen geleitet wurde; Ehe und Geld wurden dort als bürgerlich-kapitalistische Greuel verabscheut. Im Alter von acht Jahren, als sich bei mir Anzeichen einer Tuberkulose bemerkbar gemacht hatten, so daß mir der Arzt einen Landaufenthalt verordnete, verbrachte ich einige Monate in der Nähe von Whiteway; ich wußte daher, daß die Ansiedler dem Nacktbaden und anderen interessanten, unkonventionellen Verhaltensweisen huldigten. Mein Vater bemühte sich, sie auf liebenswürdige Art zu verspotten, indem er sie mehr als albern denn als unmoralisch hinstellte, und er erlaubte nicht, daß wir uns ihnen zugesellten, womit er zum

Ausdruck bringen wollte, daß wir uns entschieden weigerten, sexuelle Freizügigkeiten zu propagieren oder gar zu praktizieren. Ich nehme an, daß mein Vater sich wirklich mustergültig tugendhaft verhielt, trotz all seiner negativen Äußerungen über die bürgerliche Moral; doch fanden unter späteren Labourregierungen Dinge wie Homosexualität, Abtreibung und Ehescheidung gesetzliche Billigung. Darin konnte man eine nachträgliche Rechtfertigung der in den ersten Jahren des Bestehens der Partei gegen sie erhobenen Verworfenheit erblicken, wohingegen das Sowjetregime sich in der Mitte unseres Jahrhunderts geradezu als ein Verfechter des Puritanismus erwies. Das hat auf Seiten der Linken erhebliche Verwirrung gestiftet; denn wenn Toleranz gegenüber Abartigen, wenn geschlechtlicher Libertinismus und eheliche Untreue Zeichen fortschrittlicher Aufgeklärtheit sind, wie läßt sich dies dann mit der Bewunderung für die UdSSR vereinen, wo man Perversionen, ja allem Erotischen sowie dem Scheidungsbegehren mit Mißtrauen begegnet? So verwickelt liegen inzwischen die Dinge. In der Zeit meiner Kindheit jedoch schien kein Zweifel daran zu bestehen, daß wir die wahren Exponenten der Tugendhaftigkeit seien, sowohl im privaten wie im öffentlichen Bereich; die wahren Erben der christlichen Tradition, auch wenn wir die christlichen Dogmen mitsamt dem Christengott über Bord geworfen hatten.

Die Pfarrer und Geistlichen, die bereit waren, sich auf dieser Basis mit uns zu verbinden, entsprachen einem Typ, der damals noch selten war, heute dagegen ziemlich allgemein anzutreffen ist, und zwar in allen Konfessionen und Denominationen, mit Ausnahme vielleicht der Katholiken, obwohl dieser Typ seit dem Vatikanischen Konzil unter Papst Johannes XXIII. auch unter ihnen rapide zunimmt. Von Zeit zu Zeit besuchten sie uns, und ich erinnere mich gut an sie: Männer in schwarzen Anzügen, größtenteils Pfeifenraucher; ein bißchen ruhelos-nervös und irgendwie (wie soll ich sagen) ungeschliffen und „körperlich“; schwer atmend, mit recht roten Zungen und vollen Lippen, ihre Rede und Gelächter ziemlich sehr betonend. Ich fand sie abstoßend. Sie symbolisierten – wie man heute sieht – den Beginn einer mächtigen Flut, von der alle Kirchen erfaßt werden sollten; sie verwandelten Ermahnungen in Demagogie, Glaubensbekennt-

nisse in politische Programme und transzendente Philosophie in Utopismus. Wir selbst erwarteten von ihnen im Grunde nur, daß sie unsere Versammlungen mit ihren geistlichen Roben zierten, was sie denn auch taten. Hinter ihrem Rücken spotteten wir über ihre Willfähigkeit und Leichtgläubigkeit, während wir offiziell uns ihnen gegenüber höflich und respektvoll verhielten.

Meine persönliche Ansicht über sie kristallisierte sich Anfang der dreißiger Jahre witzigerweise in Moskau heraus, wo ich Gelegenheit hatte, einem von ihnen ein sogenanntes Anti-Gott-Museum zu zeigen. Während wir von einem Ausstellungsgegenstand zum anderen gingen, wobei wir vor den ausgelegten Büchern jeweils so lange verweilten, bis wir ihre blasphemischen Titel einigermaßen übersetzt hatten, fragte ich mich im stillen, wann wohl ein Ausdruck des Entsetzens oder (wenigstens) Unwillens auf seinem leutselig freundlichen Gesicht erscheinen würde. Indessen – nichts dergleichen geschah; angetan mit seinem großen kirchlichen Kragen, der in der Spätherbstsonne leuchtete, verließ mein Partner die Ausstellung eher heiterer, als wie er sie betreten hatte.

Angesichts dieser und ähnlicher Erfahrungen kann ich das Kirchenchristentum mit seinen amtlichen Vertretern nur noch als eine absolute Farce betrachten, als eine Spanische Wand, hinter die, wie Kierkegaard sagt, die Christen sich zurückziehen, um der Mühe zu entgehen, wirklich Christ zu sein. Ich muß hier allerdings zugeben, daß ich – als protestantischer Romantiker – vorübergehend einmal mit dem Gedanken liebäugelte, die katholische Kirche mit ihrer längeren Tradition, ihrer härteren Zucht und strengeren Lehre für eine Ausnahme zu halten, die es fertigbringe, sich nicht (wie die Schweineherde in der Gegend der Gerasener) den Abhang hinunterzustürzen, auf den die anderen Denominationen so wohlgenut und in so verhängnisvoller Weise zugerast waren. Wie sehr habe ich mich geirrt! Schon liegen die meisten nichtkonformistischen Denominationen in den letzten Zügen, und auch die „Kirche von England“ kann sich nur noch scheinbar halten, und zwar durch die Bedeutung, die aus ihrer Verbindung mit dem Staat herrührt. Da wäre es erstaunlich, wenn die katholische Kirche in einigen Jahren – eher als in einigen Jahrzehnten – sich nicht in einer ähnlichen Situation wie

die NATO befinden würde: als ein Hauptquartier ohne Armee. Zweifellos wird durch das Gefühl der kooperativen Schwäche die ökumenische Bewegung gefördert (s. S. 68 ff.); doch ist es sehr unwahrscheinlich, daß eine Einheit, die möglicherweise auf einer solchen Grundlage zustandekommt, sich als dauerhaft oder gar als Quelle zusätzlicher Stärke erweist.

In meiner Jugendzeit gab es im Niemandsland zwischen Kirche und progressiver Politik Einrichtungen wie Bruderschaften und Sozialistische Sonntagsschulen; verschwommen „religiös“ in ihrem Charakter, aber jedem Transzendentalismus abhold: Pflegestätten einer Art durch Kirchenlieder versüßten Agnostizismus. Mein Vater war bei Bruderschaftszusammenkünften ein besonders beliebter Redner. Die spezifische Mischung seines Charakters aus politischem Idealismus und Religiosität, die seiner ehemaligen Zugehörigkeit zu einer Kirche entsprach, war genau das, was man sich wünschte; auf jeden Fall sprach er recht gern von einer Kanzel aus. Wäre er ein paar Jahrzehnte früher auf die Welt gekommen, wäre er vermutlich eher Prediger als politischer Propagandaredner geworden. Als er später Parlamentsabgeordneter wurde, überraschte mich, wie wenig die Kunstgriffe und Methoden des politischen Managements nach seinem Geschmack waren. Am meisten war er in seinem Element, wenn es um Fragen des sittlichen Verhaltens ging – eine Vorliebe, die ich offenbar von ihm geerbt habe. An die Sozialistische Sonntagsschule unseres Stadtteils vermag ich mich nur noch sehr dunkel zu erinnern; ich kann sie höchstens ein- oder zweimal besucht haben. Wir sangen etwas Kirchenliedähnliches, sprachen ehrfurchtsvoll davon, daß alle Menschen Brüder seien; es wurde aus „News from Nowhere“ (Nachrichten aus Nirgendwo) sowie aus Windwood Reades „Martyrium des Menschen“ vorgelesen, glaube ich; man ermahnte uns, dem Teufel des Kapitalismus und allen seinen Werken abzuschwören und vertrauensvoll auf den Lohn zu warten, der uns im kommenden Neuen Jerusalem in Gestalt eines sozialistischen, genossenschaftlich organisierten Gemeinwesens zuteilwerden würde. Soweit ich mich erinnere, unterschied sich das Ganze – abgesehen davon, daß keiner Gottheit Ehrfurcht erwiesen wurde – in nichts von irgendeiner beliebigen protestantischen Sonntagsschule; sogar eine Kollekte wurde veranstaltet.

Auch bei den Quäkern war mein Vater ein gern gesehener Redner, und ich kann mich noch lebhaft daran erinnern, wie ich einmal mit ihm zusammen ein Bethaus der „Gesellschaft der Freunde“ aufsuchte. Während der Zeit der Stillen Meditation hielt er wie die anderen den Kopf gesenkt; und als er dann später zu ihnen sprach, geschah es in ruhigerem Tonfall als sonst. Für mich waren die Quäker ein Symbol des Reichtums; meine Mutter hatte mir etwas davon gemunkelt, wie begütert sie seien, und tatsächlich wurde, soviel ich weiß, ein gut Teil der Wahlkosten meines Vaters von seinen Quäkerfreunden und -bewunderern aufgebracht. Ihre einfache, aber gediegene Kleidung, ihre schlichten, aber gut ausgestatteten Häuser erfüllten mich mit einer Mischung aus Ehrfurcht und Widerwillen. Ich glaubte in ihrer weltfeindlichen Gesinnung etwas sehr Weltliches entdeckt zu haben, in ihrer Strenge eine Art schleimiger Sinnlichkeit, in ihrer Selbstverleugnung etwas Gieriges.

Tradition und Unruhe

Auf jeden Fall behagte mir nicht nur das Verhalten der Quäker nicht, sondern ganz allgemein mißfiel mir die Vorstellung von Jesus als einem Verfechter der „gerechten Sache“. Wenn ich irgendwo ein Kreuz sah — es brauchte nicht unbedingt ein Kruzifix zu sein, u. U. genügten zwei Holzstücke, zufällig kreuzförmig zusammengenagelt (wie z. B. bei Telefonmasten) —, blieb mir plötzlich das Herz stehen; instinktiv, intuitiv erfaßte ich, daß es um etwas Wichtigeres, Aufregenderes und Tiefergreifendes ging als um unsere „gerechte Sache“, wie bewundernswert diese auch sein mochte. Um etwas, was mit dem eigentlichen Kern und Wesen des Lebens zu tun hatte, mit meinem und mit allem Leben. Um etwas Unausweichliches, was uns ebenso nachgeht, wie wir ihm nachgehen. Um etwas, was uns stets unerreichbar bleibt und doch in unseren Händen liegt — um einen Bestandteil der Luft, die ich atme, und zugleich um etwas, was sich in dem weiten Himmelsgewölbe über mir verliert. Wie so häufig, fand ich auch diesmal mein intuitives Empfinden bei William Blake wunderbar ausgedrückt:

„Die ganze Welt in einem Sandkorn erkennen,
den Himmel in einer wilden Blume,
die Unendlichkeit in der Hand halten
und die Ewigkeit in einer Stunde.“

Ich erinnere mich noch genau an das erste Gedicht von Blake, das auf mich einen so großen Eindruck gemacht hat – es war: „Ach Sonnenblume! Müde der Zeit . . .“ –, sowie an das merkwürdige Gefühl ganz eigenartig-klaren Verstehens und einer unbeschreiblichen Freude, als mir auf so einmalige Weise der eigentliche Sinn und die Bedeutung des Lebens aufgingen.

Wesentlich schwerer fällt es mir, mir die Gefühle zu vergegenwärtigen, die das Kreuz in mir auslöste, ehe es mir als solches etwas bedeutete. Das Interesse daran ließ mich nicht los, das weiß ich noch; es war etwas, was ich begierig suchte, wie die erregten Sinne irgendwelche Erotika. Ich band wohl auch kleine Stückchen Holz zusammen oder kritzelte das Kreuzeszeichen gedankenlos irgendwo hin. Dieses Symbol, das in meinem Elternhaus als mehr oder weniger lächerlich galt, war für mich zugleich Brennpunkt einer unbegreiflichen Hoffnung und Sehnsucht – wie das Foto einer verlorenen Geliebten, das man immer wieder hervorzieht und krank vor Verlangen betrachtet. Bei der Erinnerung daran befällt mich bleischwer das Gefühl meines Versagens. Ich hätte das Kreuz über meinem Herzen tragen, es als eine kostbare Standarte vor mir herhalten und es mir niemals entreißen lassen sollen; auch im Fallen noch hätte es mich emporgehoben. Es hätte mein einziger Kultgegenstand, meine Uniform, meine Sprache, mein Leben sein sollen. Es gibt keine Entschuldigung für mich; denn ich kann nicht sagen, daß ich es nicht gekannt hätte; ich wußte von Anfang an Bescheid und wandte mich trotzdem ab. *Glücklich die Verbrecher, die mit ihrem Erlöser zusammen gekreuzigt wurden! Auch mich hast Du gerufen, und – ich bin nicht gekommen in jenen leeren Jahren voller leerer Worte und nichtiger Leidenschaften!*

Die Vorstadt im Londoner Süden, in der ich meine Kindheit verbrachte, stellte in den Jahren des ersten Weltkrieges eine wurzellose, glaubenslose und – so scheint mir – ziemlich kranke Umwelt dar. Die Hysterie der Gewalt lag in der Luft. Mili-

tärkapellen sorgten auf dem Wege zum Bahnhof für die Unterhaltung der Soldaten, die an die Front fahren sollten. Offiziere auf Urlaub zechten im Greyhound-Hotel, und Rüstungsarbeiterinnen strömten auf den Straßen einen geilen Geruch aus, von dem ich, ohne im einzelnen zu verstehen, worum es ging, immerhin spürte, was er bedeutete. Inzwischen ist mir klar geworden, daß es sich hier allgemein um einen Modus vivendi, um eine Art zu leben handelte, die später sehr populär werden sollte: ein Dasein, mehr aus einer Aneinanderreihung einzelner Lust- und Lichteffekte als aus einer festen Substanz bestehend, mehr aus dem Wunsch nach Veränderung und Mobilität als aus dem nach Festigkeit und Seßhaftigkeit.

Wir Schuljungen trieben uns Tag und Nacht auf den Straßen herum. Jenseits des Kanals fand das ungeheure Massenmorden statt; manchmal hörten wir aus der Ferne undeutlich Kanonendonner oder sahen den Krieg in Gestalt eines Silberzeppelins, der eine Spur aus Lärm und Feuer hinter sich ließ, am Himmel vorübergleiten — in unseren Augen ein gewaltiges Schauspiel, das hoffentlich noch lange genug dauern würde, damit wir etwas mehr davon mitbekämen. Höchst wagemutig (und zugleich voller Furcht) begab ich mich mit fünfzehn Jahren zu einer Rekrutierungsstelle, um mich freiwillig zu melden, zog mich jedoch verwirrt zurück, als man eine Geburtsurkunde von mir verlangte. Wenn ich äußerlich, aus Achtung vor meinem Vater, auch dessen trübe Stimmung teilte, mit ihm die lange Liste der Toten durchging und mit ihm die Hoffnung äußerte, daß der geplante Völkerbund dafür sorgen würde, daß mit diesem Krieg die Kriege ganz und gar aufhören und mit seinem Ende eine bessere, gerechtere Welt eingeläutet werden würde, so sehnte ich mich innerlich doch danach, daß der Friede wenigstens noch so lange auf sich warten lassen möge, bis auch ich die Uniform angezogen hätte wie meine älteren Brüder, bis auch ich Menschen hätte sterben sehen und in den Armen schöner Frauen Heldentrost und Entschädigung gefunden hätte.

Derartige unerfüllte Hoffnungen hegte ich, bis sie sich gut zwei Jahrzehnte später doch noch zu verwirklichen schienen. Indessen — zu diesem Zeitpunkt lag die erste Jugend bereits hinter mir, alle einst verfügbaren schönen Frauen waren ebenfalls längst

über den Frühling hinaus, und der neue Krieg schien — jedenfalls soweit er uns betraf — ein Nicht-Krieg zu sein, der irgendwo mit anderen Waffen als den unseren ausgetragen wurde; ein Konflikt, dessen komischen Offizieren und jämmerlichen Königen es widerstrebte, abzutreten. Der andere, frühere Krieg hatte — von meinem Standpunkt aus gesehen: bedauerlicherweise — pünktlich aufgehört. Von oben, aus dem offenen Bus heraus, der sich mühsam durch die gedrängt vollen Straßen schlängelte, beobachtete ich Begeisterungsszenen; zum erstenmal erlebte ich dabei, wie die Menschen sind, wenn sie alle Hemmungen verlieren: sie schreien, schneiden Gesichter und steigern sich immer mehr in ihre Begeisterung hinein. Diese apokalyptische Szene erinnerte mich lebhaft an die grausige Dorésche Illustration in einer Ausgabe von Dantes „Inferno“, die sich unter den Büchern meines Vaters befand und deren Seiten ich oft durchblättert hatte.

Die sogenannte „religiöse Unterweisung“, die mir zunächst in der Grund- und anschließend in der Höheren Schule zuteil wurde, bestand in der Darbietung biblischer Geschichten und erbaulicher Erzählungen; sie fiel, wenn Prüfungen bevorstanden oder der Besuch eines Schulinspektors drohend am Horizont auftauchte, zugunsten des Kopfrechnens aus. Ich legte in ihr eine bewußt gleichgültige Haltung an den Tag, wie es sich für den Sohn eines Sozialisten und Agnostikers geziemte, und machte mir ein Vergnügen daraus, mich großzutun mit meiner Ansicht, daß die Bibel nachweislich unwahr sei und daß es sich bei den erbaulichen Erzählungen um gemeine Erfindungen lediglich zu dem Zwecke handele, daß die Unterdrückten und Ausgebeuteten auch weiterhin mit ihrem Los zufrieden blieben. Beim Morgengebet ließ uns der Direktor das „Geheiligt werde dein Name“ oftmals drei- bis viermal wiederholen, damit wir den Hauchlaut in „hallowed“ (geheiligt) richtig herausbekämen, was mich eines Tages veranlaßte — innerlich voller Angst und Zittern, äußerlich aber mit Bravour —, mich anschließend in der Klasse zu melden und zu fragen, ob man der Meinung sei, daß die Gottheit ebenso großen Wert auf die Aussprache unseres „H“ lege wie der Direktor. Obwohl das Lächeln des Lehrers und das Gekicher meiner Klassenkameraden bewirkten, daß ich mit mir selbst sehr

zufrieden war, nagte doch an dieser meiner Genugtuung das un- gute Gefühl, daß ich mich auf unbegreifliche Weise gemein und treulos verhalten hatte — wem oder was gegenüber, davon hatte ich freilich keine Ahnung. Ähnliche Erlebnisse habe ich immer wieder gehabt. Wie oft habe ich, wie Petrus des Morgens, mit wehem Herzen den Hahn dreimal krähen hören! Schon in jenen fernen Tagen meiner Grund- und Oberschulzeit nannten die Lehrer sich „Freidenker“ und halfen emsig, den Boden für den heute üblichen Agnostizismus vorzubereiten. Künftige Soziologen werden wahrscheinlich befinden, daß das machtvollste Instrument zur Untergrabung unserer Zivilisation und Kultur eben jenes öffentliche Erziehungssystem war, auf das man im Hinblick auf deren Erhaltung so große Hoffnungen gesetzt und in das man soviel investiert hatte.

Durch einen Schulfreund ergab es sich, daß ich hin und wieder an einem Gemeindegottesdienst in der Nähe meines Elternhauses teilnahm. Bei der betreffenden Kirche handelte es sich um ein graues Gebäude in neugotischem Stil mit hohem Turm. Der Geistliche, der von den Hebriden stammte und einen langen, weißen Bart trug, kam mir wie eine prophetische Gestalt vor. Der eigentliche Grund meiner Teilnahme an seinen Gottesdiensten waren jedoch die Mädchen, die ich dort sah, Mädchen, die man damals sonst nicht so bequem zu sehen bekam wie heute. Während ich beim Beten „andächtig“ den Kopf senkte, pflegte ich durch meine Finger hindurch den Blick besonders auf ein Mädchen zu heften, das den Kopf ebenso gesenkt hielt wie ich, das im übrigen auf meine leidenschaftlichen Blicke überhaupt nicht reagierte, ja, sich ihrer vielleicht nicht einmal bewußt war; ich verschlang ihren warmen weiblichen, unter Kleidern verborgenen Körper förmlich mit meinen Augen. Nach den Gottesdiensten blieb mir meist nichts anderes übrig, als allein nach Hause zu gehen, auch wenn ich auf der Straße noch so geräusch- und hoffnungsvoll auf die Mädchen gelauert hatte, und zwar deshalb, weil mindestens ein oder zwei auf Urlaub befindliche Offiziere am Gottesdienst teilgenommen hatten und diese bzw. ihre Uniformen zwangsläufig jeden verliebten Schüler in den Schatten stellten. An die Gottesdienste selbst erinnere ich mich kaum noch, höchstens an den kräftigen Gesang und die bebende, in-

brünstige Stimme des bärtigen Geistlichen. Schon damals handelte es sich dabei um einen sterbenden Kultus; schon begann das einst so blühende kirchliche Leben zu versickern. Die schweren hölzernen Kirchenbänke leerten sich immer mehr, die Worte der Predigt, wieviel Feuer ihnen auch innewohnen mochte, verhallten und verloren sich, ebenso die Lesungen aus der majestätisch auf dem Pult ruhenden Bibel. Immer weniger Menschen blieben im Laufe der Jahre auf ihren Plätzen, um die kleinen Brotwürfel zu essen und den ungegorenen Wein des Heiligen Abendmahls zu schlürfen.

Der Glaubensstrom des zwanzigsten Jahrhunderts ergoß sich insgesamt in anderer Richtung. Die Lichtspieltheater mit ihren prächtig erleuchteten Fronten und dem geheimnisvollen Dunkel im Innern wurden zu unseren eigentlichen Kirchen und Gotteshäusern. Dort saßen wir, getrennt oder dicht zusammen, in der parfümierten Dunkelheit (damals versprühten die Platzanweiserinnen in den Pausen über den Köpfen ihrer Gönner Parfüm wie Flit) und beteten unsere Stammesgottheiten an — Sex, Geld und Gewalt —, die vor uns auf die Leinwand gezaubert wurden und so Einzug hielten in Geist und Seele der Zuschauer. So wurde das neue Evangelium verkündet: Im Anfang war das Fleisch, und das Fleisch wurde Wort; im Fleisch ist das Leben; wir müssen im Geiste sterben, um im Fleische wiedergeboren zu werden. Es gab keinen eifrigeren Meßdiener damals als mich, und dennoch befiel mich, wenn ich spät abends den leeren Straßenbahnschienen entlang nach Hause trottete, ein banges, ja fürchterliches Gefühl der Trostlosigkeit. So sehr ich auch in die Nacht hineinhorchte, ich vernahm nichts als das Geräusch meiner eigenen Fußtritte; ich schaute angestrengt nach vorn, sah aber nichts vor mir als die sich in der Ferne verlierenden Schienen. *Und Du, wo warst Du damals? „Ich war da!“ kommt die Antwort. „Ich stand bereit, aber du hast mich nicht gerufen.“*

1920, mit siebzehn Jahren, ging ich nach Cambridge; wie mir rückblickend scheint, nicht in erster Linie, damit sich meine, sondern vielmehr, damit sich die Wünsche meines Vaters erfüllten. Nicht ich, sondern er sprach von der „Alma mater“, von der abgeschlossenen „Bude“ usw. In seinen Augen waren die Mitglieder

jener 1883 gegründeten Intellektuellen-Vereinigung, die sich nach dem taktisch-abwartenden römischen Feldherrn Fabius Cunctator „Fabian Society“ nannte und die den Sozialismus nicht gewalt- sam, sondern schrittweise verwirklichen wollte, in ihren Tweed- anzügen und breiten bunten Krawatten, mit ihren klingenden Stimmen und dem beredten Wortfluß die eigentliche Zierde der Menschheit, und er hoffte, daß Cambridge mich zu einem der ihren machen würde. Leider sollte es anders kommen, du Guter —! Sein unschuldiger Snobismus, der von einer Art war, wie sie da- mals wie heute in der Labour Party weit verbreitet ist, veranlaßte ihn (ohne daß er sich dessen bewußt war), mich zu einem Abbild alles dessen zu machen, was er als Sozialist im Grunde in höch- stem Maße beklagte. Daran mußte ich viele Jahre später denken, als Lord Snow, nachdem er seinen Peersgenossen aufs wärmste die Gesamtschule empfohlen hatte, bald danach ausplauderte, er werde seinen eigenen Sohn nach Eton schicken. Nur als Kinder Gottes sind wir gleich; alles, was sonst von Gleichheit geredet wird — von sozialer, wirtschaftlicher, rassischer, intellektueller und sexueller Gleichheit der Menschen —, dient in Wirklichkeit nur der Intensivierung der Ungleichheit. *Daher steht Dein Gebot, daß wir unsere Mitmenschen lieben sollen, auch erst an zweiter Stelle hinter dem Gebot, daß wir Gott lieben sollen, weil es auf diesem ersten Gebot beruht. Wie wunderbar ist die Liebe, zu der wir auf diese Weise gelangen —: Gesichter tauchen vor uns auf, junge und alte, vergrämte und fröhliche, hübsche und weniger hübsche, kluge und dumme, schwarze, blaßrote und graue; sie alle Brüder und Schwestern, mir alle gleich teuer!*

Mein College (Selwyn) war voller Kandidaten der Theologie, die meisten von ihnen ehemalige Frontsoldaten; in meinen jugend- lichen Augen verwegene aussehende, meist mit kurzen britischen Offiziersmänteln bekleidete Männer, die auf den leisesten Wink hin bereit waren, sich in grausigen Berichten von dem Gemetzel an der Westfront oder in Gallipoli zu ergehen. Sie waren viel- leicht — wer will ihnen einen Vorwurf daraus machen? — ein bißchen überspannt und ihr christlicher Glaube dementsprechend auch irgendwie verschoben. Ich nehme an, daß das alles bei vie- len von ihnen eine vorübergehende Erscheinung war und daß sie entweder den Gedanken an ein Amt in der Kirche später ganz

aufgaben oder aber sich damit abfinden, Durchschnittsgeistliche zu werden. Damals freilich waren sie voller wilder Phantasien bezüglich eines Kreuzzuges, durch den das Nachkriegsengland wieder „bekehrt“ werden sollte, waren sie (nach religiösen Abenteurern mit Spitznamen bedachte) Männer, die die Attribute von Heiligen und Demagogen in sich zu vereinigen wähten und sich im Chorrock an der Spitze einer großen Prozession marschieren sahen, die sich zum Neuen Jerusalem hindurchwand. (Ihr Traum sollte sich sehr viel später, wenn auch in anderen Bewegungen, annähernd doch noch verwirklichen.)

Die Teilnahme am Gottesdienst war damals obligatorisch, und so wurde ich mit der anglikanischen Gottesdienstordnung und dem Gebetbuch der Anglikanischen Kirche bestens vertraut. Das war aber auch nahezu der einzige Nutzeffekt jener vier Jahre, die ich in Cambridge verbrachte. Daneben gab es sehr viel andere religiöse Aktivitäten in Form von Zusammenkünften, Diskussionen und sogenannten „Tagen der Einkehr“. Besonders gut erinnere ich mich an Pater Vernon, einen anglikanischen Mönch aus Stanford-le-Hope, bei dem ich ein paar solcher Tage verbrachte. Er war eine dunkle, eindrucksvolle, leidenschaftliche Erscheinung und erfreute sich eine Zeitlang beträchtlicher Beliebtheit; später soll er zur römisch-katholischen Kirche übergetreten sein, man hörte jedenfalls nichts mehr von ihm. In der vagen Absicht, mich seinem Orden anzuschließen, wartete ich während der Einkehrtage bei ihm vergeblich auf eine Vision oder Bekehrung. Schließlich verließ ich ihn, und zwar in dem erleichterten Bewußtsein, daß der Ort etwas (wie ich meinte) Unzulängliches, ja Unechtes an sich hätte. War es eine Flucht, oder wurde ich entlassen? War ich Verfolgter oder Verfolger? Oder beides zugleich? *Auf der Suche nach Dir halten wir Ausschau, ohne Dich zu finden, und finden Dich, ohne Ausschau gehalten zu haben. Und das bis zuletzt – wie Bunyans Pilger, der, als er bereits den Berg Zion und die himmlischen Scharen erblickte und nur noch einen Fluß zu überqueren brauchte, abermals strauchelte und fürchten mußte, das Wasser könnte über seinem Kopf zusammenschlagen; wenn Hoffnungsvolls Worte ihn nicht beruhigt hätten, wäre er womöglich dort noch abgefallen.*

Der Nachglanz der alten, katholischen Oxfordbewegung des vorigen Jahrhunderts war in Cambridge immer noch spürbar. Bei den meisten jungen Theologen handelte es sich daher mehr oder weniger um Anglo-Katholiken, die sich trotz der Opposition der Gemeinden in ihren Gesprächen heldenmütig für die Einführung des nur den Geistlichen vorbehaltenen Sakraments einsetzten; man sprach von Meßgewändern mit Spitzen, vom Schwenken der Weihrauchfäßchen über den Köpfen der Andächtigen (so wie in den Kinos Parfüm versprüht wurde). Ich erinnere mich, daß mich ein gewisser Pater Tooth einmal mit zum Frühstück nahm, eine ehrwürdige Gestalt. Einst hatte man ihn angegriffen, weil er Gottesdienste im Stil der römisch-katholischen Kirche abgehalten hatte, wie man meinte; der Talar, der Stein des Anstoßes gewesen war, und der Stein, mit dem man ihn buchstäblich beworfen hatte, waren in einem Glaskasten montiert, wo jedermann sie betrachten konnte. Dieses Märtyrertum machte jedoch auf mich keinerlei Eindruck. Vorurteile bezüglich des Rituals beim Gottesdienst sind mir stets als etwas erschienen, was sich mit Vorurteilen hinsichtlich der verschiedenen Liebestechniken vergleichen läßt; um den Vergleich noch weiterzutreiben, muß ich sagen, daß sich die Literatur zu diesem Thema wie das altindische Liebeslehrbuch „Kamasutra“ liest. Zu jener Zeit nahm ich gewöhnlich an der frühmorgendlichen Abendmahlsfeier teil, nahm die Oblate in den Mund und trank aus dem Kelch, wobei ich mir von dieser geistlichen Nahrung eine ungewöhnliche Wirkung erhoffte, mich entsprechend bekreuzte und verneigte. *Du bist beim Sprechen der Einsetzungsworte des Priesters, durch die sich die Substanz von Wein und Brot in die von Leib und Blut Christi verwandeln soll, nie leibhaftig zu mir gekommen.* Völlig anders als Selwyn (Stanford-le-Hope) war das Oratory House in Cambridge, wo ich mehrere Semester hindurch wohnte, was auf meine Freundschaft mit A. V. zurückzuführen war — eine Freundschaft, die mittlerweile fast ein halbes Jahrhundert standgehalten hat und immer noch schöner und trostreicher wird. Bei A. V. handelte es sich um einen Angehörigen jener Bruderschaft anglikanischer Priester. Wir sprachen die Morgen- und Abendgebete zusammen, und gewöhnlich arbeitete ich nachmittags unter Anleitung von Wilfried Knox, dem Bruder von Ronnie,

im Garten. Wilfried gehörte zu jenen bezaubernden Menschen, die nur mit einem Fuß in dieser Welt zu stehen scheinen. Es war, wenn ich mich jetzt daran erinnere, ein eher idyllisches Dasein. *Ich bin sicher, daß Du dort gegenwärtig warst, in der kleinen Kapelle sowie im Garten. Irgendwie aber verfehlte ich Dich. Natürlich braucht man Augen, um zu sehen. Wie gut konnte ich verstehen, daß selbst Maria Dich für einen Gärtner gehalten hatte! Rückschauend wird mir klar, daß ich immer nur in Zeiten einer einfachen und strengen Lebensführung glücklich gewesen bin. Ein kleiner weißer Raum mit einem Stuhl und einem Tisch darin, Obst und Reis auf einem grünen Blatt, eine Baracke oder ein Zelt – derartige Verhältnisse bewirken eine nur ihnen eigene Verzückerung, und stets bist Du dann in Reichweite oder zumindest doch in Rufweite. Welch ein Irrsinn also, den Kopf vor dieser Erkenntnis in den Sand zu stecken, die Sinne zu befriedigen und das Ich in einem monströsen Mißverhältnis zu seiner Bedeutung aufzublähen, so mit Sicherheit nur erreichend, daß Du unseren Blicken unerbittlich entschwindest! Welch eine merkwürdige Verlorenheit, die uns gerade dann überkommt, wenn Leib an Leib sich drängt oder wenn wir verzückt zu erbarmungslosen Bogenlampen hinaufschauen! So sind die Jahre entschwunden, und nur ein kleiner Rest des Lebens verbleibt mir noch, den Du mir vielleicht gewährst, wie ich zu hoffen wage.*

Im übrigen bestand Cambridge für mich aus Langeweile, Unzufriedenheit und verschwommen haftengebliebenen Nachmittags-spaziergängen. Selbst nachträglich erscheint mir die Idee einer höheren Erziehung und Bildung als Allheilmittel gegen die Krankheiten unserer Zeit als absolute Absurdität – heute mehr denn je.

Von Cambridge ging ich nach Alwaye in Südindien, um am dortigen Union Christian College zu arbeiten. Das College lag auf einer einsamen Berghöhe in der Nähe des Periyar-Flusses und war eben erst von einer hingebungsvollen Schar indischer Christen begründet worden, die ich bald ebenso zu lieben begann wie den Ort selbst. Als ich nach mehr als vierzig Jahren wieder dorthin kam, schien mir alles noch genau so zu sein wie früher – nur, daß ich inzwischen alt geworden und die meisten meiner

damaligen Bekannten tot waren —: dieselben schlichten Studentenheime wie zu meiner Zeit, derselbe steinige Berghang, den ich so oft hinauf- und hinabgeklettert war, derselbe rasch dahinströmende Fluß, in dem ich so oft gebadet hatte, dieselben Studentengestalten, die sich schweigend und barfuß in ihren weißen Hemden und d'hoties (Lendentücher) bewegten. Als ich an das alles dachte, wurde mir klar: *Unter jenen guten, hingebungsvollen Menschen hatte sich mir zum letzten Male die Chance geboten, mich definitiv in Deinen Dienst zu stellen; doch — ich hatte mich abgewandt. Die Verhältnisse dort waren geradezu ideal: die Einsamkeit, so daß selbst die britische Herrschaft kaum Einfluß auf uns nahm, die gegenseitige innere Verbundenheit der Menschen dort sowie ihre Einfachheit und Aufrichtigkeit und — Du. Ja, Du warst dort — ich weiß es —, und das war vermutlich der Grund, weshalb ich gehen mußte. Doch wie weit und schnell ich auch rannte, über die Schulter zurückblickend nahm ich Dich am Horizont dennoch immer wahr, um dann freilich noch schneller und weiter denn je zuvor zu rennen in dem triumphierenden Bewußtsein: jetzt bin ich Ihm entkommen! Doch nein, Du warst da und kamst hinter mir her. Nun gut, entschied ich — wenn Laufen nichts nützt, werde ich die Augen und Ohren verschließen und Dich weder hören noch sehen. Es nützte nichts! Man hört und sieht Dich, nicht mit Augen und Ohren, aber inwendig, mit der Seele, die sich niemals ganz ausschalten läßt — wie verfressen, wie abgestumpft und aufgeblasen unser Ich auch sein mag. Jetzt kann ich nicht mehr weiter fliehen vor Dir. Ich lasse mich fallen. Barmherzigkeit!*

Die Träume zerfallen

Die folgenden Jahre verbrachte ich fast ausschließlich in der Wüstenei dieser Welt. Der Beruf des Journalisten ermöglicht es einem ja, als eine Art Macht-Mitgenießer zu leben, der den Possen der Großen durchs Schlüsselloch zuschaut, welchem Umstand er u. U. kleine Anwandlungen obszöner Irritierung verdankt. So sehr mich dieses Leben auch faszinierte, nie wurde ich das Gefühl los, daß es sich bei dem Ganzen mehr um ein

theatralisches Spektakel als um das eigentliche Leben handelte — um Auftritte und Abgänge, um auswendiggelernte Rollen, um angenommene Posituren, im voraus einstudiert, und alles mit einem Souffleur, der hilfreich dafür sorgt, daß die Schauspieler den Faden nicht verlieren. Wie sinn- und zusammenhanglos das alles ist, sagte ich mir oft genug, besonders im Unterhaus auf der Pressegalerie, wo ich feststellte, daß manche Redeergüsse in keinerlei Beziehung zu dem wirklichen Drama standen, das sich da gerade auf der Weltbühne abspielte, daß sie vielmehr zu einem Schauspiel gehörten, vor dem sich der Vorhang längst geschlossen und das die Zuschauer längst verlassen hatten. Ähnlich verhielt es sich mit allem andern, mit der Ausstattung, der Beleuchtung, den Kostümen, dem Bühnenbild, — so daß die Schauspieler, wenn sie die Bühne betraten, stolperten, gegen Pappwände stießen oder auf Gehölz, auf Dinge jedenfalls, die nach dem Text, an den sie sich hielten, überhaupt nicht vorhanden sein durften. Ebenso spielte auch ich meine kleine Begleitmusik auf der Tastatur meiner Schreibmaschine —: „Die Bevölkerung unseres Landes wird es niemals zulassen . . .“ — „Unsere beiden großen Länder werden stets gemeinsam voranschreiten . . .“ — „Die britische Politik basiert und muß immer auf der Treue zu . . . basieren.“ Wenn ich in die Vergangenheit zurückschaue, umschwirren mich alle diese toten Worte in ihrer ganzen Hohlheit. *Wie weise warst Du, als Du das Angebot des Teufels ablehntest, der Dir die Reiche dieser Welt anbot! Du erkanntest, daß es sich hier um Schwindel handelte. Es gibt keine „Reiche“ — höchstens Drehbuchautoren, aufgeputzte Mädchen, Garderobenfrauen und Regisseure. Nur Dein Reich, das nicht von dieser Welt ist, ist wirklich. Dein Kreuz ist echtes Holz, seine Nägel echtes Eisen, der Essig schmeckt wirklich herbe, und der Schrei der Verlassenheit ist ein lebendiger Schrei, nicht ein Schallplattenschrei.*

Dein aphoristischer Satz, daß wir dem Kaiser geben sollen, was des Kaisers ist, beraubt die Macht ihres Stachels. (Welch ein prächtiger Aphorismus übrigens —: ganz in der Art Machiavellis, dessen Einstellung zur Macht der eines Thomas Woodrow Wilson, Gilbert Murray oder einer Eleanor Roosevelt so entschieden vorzuziehen ist und im übrigen weit weniger Schaden angerichtet hat!) Den fleischlichen Begierden freilich läßt sich nicht so

leicht gebieten. Wenn der Teufel uns die Reiche dieser Welt anträgt (offenbar stets ganz zufällig), dann sind es eher die Bordelle, die den meisten von uns so verlockend vorkommen, nicht die Bankhäuser oder die Büros bzw. die blankgefegten Korridore der Macht. Es fällt uns nicht gar so schwer, darauf zu verzichten, Millionär, Mitglied des Staatsrates oder Vorsitzender des Preis- und Einkommensausschusses zu werden; aber auf einer Woge sinnlicher Verzückung dahinzutreiben, an einen anderen Körper verloren, sich auf den Fittichen der Nacht emporzuschwingen (oder auch des Nachmittags) – das ist schon eher etwas, worauf zu verzichten Mühe fordert. Vor den zu teuren Waren und Spielzeugen einer versnobten Gesellschaft schreckt unsere Phantasie zurück; wer außer nicht ganz gescheiterten Ölscheichs oder hoch im Kurs stehenden Stars verzehrt sich schon nach einer schnittigen Yacht, nach einem superflotten Sportwagen oder einer weißen Prunkvilla hoch über gelbem Sandstrand? Jedoch – wie steht's mit einem kleinen Spielzeug im Nacktdress? Mit einer Puppe aus Fleisch und Blut? Oder mit selbstbeweglichen „Spielgefährten“-Modellen? Mit einem aufblasbaren, ständig nach Lust schnappenden, ewig jungbleibenden Kunststoffliebchen?

Sex liefert der materialistischen Gesellschaft den nötigen Mystizismus. Im Anfang war das Fleisch, und das Fleisch wurde Wort, das Fleisch mit seinen Geheimnissen („Hier die Antibabypille. Denk an mich, wenn du sie schluckst!“), das Fleisch mit seinen geheiligten Texten und Schriften, den Erotika, die auf Gerechte und Ungerechte wie ein schwarzer Atomregen herabregnen, in dem wir zu ertrinken drohen, die uns blind machen, betäuben und abstumpfen. Fleischlich gesinnt sein heißt leben! Also – lassen wir uns auf die Sache ein, als kleine Sprößlinge des D. H. Lawrence! Unsere Aphroditen erheben sich, eingeeölt und in Bikini, von der Côte d'Azur, und unsere Verführer, diese Romeos der Autobahnen, gieren und glühen wie elektrische Heizöfen, bis – schwupp! – der Schalter ausgeknipst wird und nichts als trostlose, undurchdringliche Nacht zurückbleibt. *Merkte ich schon damals, wenn ich schlaflos in die Dunkelheit startete, wie, zuweilen ganz in der Ferne, das nächtliche Schwarz in Grau überging? Bemerkte ich die winzige Andeutung einer anbrechenden Dämmerung? Dich –!*

Auf den Straßen Moskaus zerbrach für mich dann jener andere Traum — der Traum vom H i m m e l a u f E r d e n. Er sollte niemals wieder aufleben. Jene farblosen, anonymen Gestalten, die wie ich die Straßen entlangtrotteten, schienen uns Fremden auf immer fernzubleiben, ja sich vor uns zurückzuziehen — und waren uns doch irgendwie nah und lieb und wert. Die grauen Straßen, sie waren also das Paradies und die lichtlosen Gebäude die „vielen Wohnungen in meines Vaters Hause“. Den zweiten Blick ins Paradies durfte ich in B e r l i n nach Kriegsende tun — mit Behausungen aus Bauschutt und mit „himmlischen Heerscharen“, auf deren Gesichtern noch der Abglanz der Befreiung lag; die Menschen tauschten Zigaretten gegen Büchsenfleisch und Liebe für beides. Später verwandelte sich diese Praxis mit Hilfe von Spiegelglas in eine strahlende, glänzende Welt. Auch Liebe konnte man da immer noch reichlich eintauschen, jetzt aber gegen Papiergeld, nicht gegen Dosen mit Fleisch. Wieviele Paradiese taten sich inzwischen auf, alle mit „vielen Wohnungen“, Wohnungen des Lichts und der Liebe! Das erhabenste, das Meister-Paradies, auf dem alle anderen basieren, ist das New Yorker Paradies auf M a n h a t t a n I s l a n d. O welche prächtigen Wohnungen gibt es dort, die in die Wolken hinauffragen! Welch verführerischer Märchenduft durchflutet die Straßen und Hochhäuser, Welch ein Lichterglanz, mit dem die köstlichsten Hoffnungen und Wünsche der seligen Scharen Buchstabe um Buchstabe an den Himmel geschrieben werden! Welch ein Glück auf dem riesigen Zauberschirm, Glück in „lebender“ Farbe!

Und Du? Ich habe Dich in keinem dieser Paradiese jemals erblickt — es sei denn, daß Du jener alte farbige Schuhputzer an einer zugigen Ecke in Chicago warst, dem ich an einem Februar-morgen einmal begegnete (er lächelte breit von einem Ohr zum anderen); oder jener kleine Mann mit dem lahmen Bein in der Einwanderungsbehörde in New York, dessen gleichbleibend nachsichtige Geduld beim Anhören eines Puertoricaners nach dem anderen von hier bis in die Ewigkeit zu reichen schien. Oh, und wer hat die Stirnseite jener kleinen Kirche in den Wäldern von Kliasma unweit von Moskau bemalt? Blau wie der Himmel und weißer als der Schnee! Auch das könntest Du gewesen sein,

genau so, wie Du in Kiew bei einem Ostergottesdienst warst, als durch die Kollektivierungsmaßnahmen die Hungersnot in vollem Gange war und G. B. Shaw sowie Zeitungskorrespondenten aus aller Welt von den berstend-vollen Kornspeichern und den apfelwangigen Milchmädchen in der Ukraine zu berichten wußten. Was für eine Gemeinde war das dort, dicht zusammengepreßt wie Sardinen in der Öldose! Ich selbst war gegen eine steinerne Säule gedrückt worden und vermochte kaum zu atmen, wünschte es auch gar nicht sonderlich. Die vielen aschfarbenen, hungrigen Gesichter leuchteten wie auf einem Gemälde El Grecos. Und alle sangen. Und was und wie sie sangen! Daß es außer Dir keine Hilfe gäbe, daß sie nirgendwohin sich wenden könnten als zu Dir, daß sie nichts hätten als Dich, was ihnen Trost zu geben vermöchte. Damals hätte ich Dich berühren können, so nah warst Du mir, nicht auf dem Altar, vor dem die bärtigen Priester in ihrem Kopfschmuck sich verbeugten, die Liturgie sangen und ihre Weihrauchfässer schwenkten, sondern unter den grauen Gesichtern als das graueste und leuchtendste.

Zunächst mag es einem sonderbar vorkommen, daß ich Dir ausgerechnet in jenem Lande am nächsten war, in dem die Pflege des christlichen Glaubens seit einem halben Jahrhundert höchst unbarmherzig unterdrückt wird; in einem Lande, in dem es verboten ist, die Evangelien zu drucken, in einem Lande, in dem Du von allen Organen des allmächtigen Staates verhöhnt und verspottet wirst wie einst von den römischen Soldaten, die Dich als „König der Juden“ ausstaffierten. Doch — wenn man es richtig bedenkt, ist es gar nicht einmal so widersinnig. Ist es nicht sehr viel besser, von denen, die die Herrschaft ausüben, verabscheut statt umarmt zu werden? Der Unterschied zwischen G o t t und K a i s e r ist nun einmal zu eindeutig, als daß jemand, der bei Sinnen ist — oder auch von Sinnen in diesem Punkt —, erwarten könnte, bei einem Dialog zwischen den beiden käme etwas Gutes heraus. In den kommunistischen Ländern trennt ein unverkennbarer, unüberbrückbarer Abgrund die Reiche dieser Welt von Deinem Reich, und es gibt dort keine irrsinnigen Kleriker, die in dem dazwischenliegenden Niemandsland schnattern und scheinfromme Grimassen schneiden. Somit ergeben sich gerade da ideale Voraussetzungen zu einem neuen Erblühen des christ-

fichen Glaubens — Voraussetzungen, die den Verhältnissen, unter denen dieser zu Beginn der christlichen Ära aufblühte, geradezu unheimlich ähneln. Ich schaue daher nach Osten, nicht nach Westen aus auf der Suche nach einem neuen Stern von Bethlehem.

Tröstlich wäre es, wenn man sagen könnte: „Jetzt ist mir alles klar!“ Wenn man ganz zufrieden eines der kirchlichen Glaubensbekenntnisse nachsprechen könnte: „Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen . . .“ Wenn man auf einen Augenblick der Erleuchtung hinweisen könnte, in dem einem alles auf wunderbare Weise klar geworden sei. Wenn man sich ganz und gar mit dem einen oder anderen christlichen Kultus identifizieren könnte. Vor allem, wenn man zu Dir wirklich „Herr“ sagen und vertrauensvoll auf Deine Befehle warten könnte. Tröstlich wäre es — doch leider unwahrhaftig. Und da Du vor allem anderen Wahrhaftigkeit von uns verlangst, muß ich bekennen, daß ich Dich nur ganz gelegentlich richtig erkenne, daß ich keines der Glaubensbekenntnisse ganz und gar akzeptiere, daß ich keinen Augenblick der Erleuchtung erlebt habe, der allem Genüge täte. Was weiß ich denn schon von Dir? Von Dir als dem, der lebendig gegenwärtig ist in der Welt! Von Dir, der Du von all den Millionen und Abermillionen Menschen dieser Erde am unmittelbarsten von Gott kamst und am unmittelbarsten zu Gott zurückkehrtest, obwohl Du auf sehr menschliche und vertraute Weise auch hier unter uns weiltest — und weilst, heute so wie gestern und morgen — allezeit. Hast Du wirklich gelebt? Bist Du wirklich gestorben und von den Toten auferstanden, wie es heißt? Wer weiß es oder macht sich darüber Gedanken? Die Geschichte befaßt sich mit den Toten; Du aber lebst. Ähnlich verhält es sich auch mit allen in Deinem Namen gebauten Kirchen, von den winzigsten, merkwürdigsten Andachtsstätten bis hin zu den großen, so mächtig und erhaben in den Himmel ragenden Domen: sie sind Bestandteile der Geschichte. Sie gehören der Zeit an, Du der Ewigkeit. Im Schnittpunkt von Zeit und Ewigkeit — am Kreuz — trittst Du uns entgegen; als ständige Erinnerung daran, daß wir, indem wir leben, sterben und indem wir sterben, leben. Eine wunderbare Menschwerdung, die uns zu denken geben sollte. Und in der Tat das Licht der Welt.

„Fiat Lux!“ Es werde Licht! Damit fing auf Gottes majestätisches Geheiß hin alles an. Und so wäre es womöglich geblieben bis ans Ende aller Zeiten, in endloser Folge —, wenn die Sünde nicht gekommen, nein, wenn Du nicht gekommen wärest und ein anderes Licht bis in die geheimsten Winkel des menschlichen Herzens hättest leuchten lassen, bis dorthin, wo nur das Ich regiert und seine Fühler in dunkler Begierde ausstreckt. Nachdem ich dieses andere Licht einmal wirklich erkannt habe, wende ich mich ihm zu, strebe und wachse ich ihm zu wie die Pflanzen der Sonne: dem Licht der Liebe, das die Finsternis des Hasses vertreibt; dem Licht des Friedens, das die Finsternis von Zank und Streit vertreibt; dem Licht des Lebens, das die Finsternis des Todes vertreibt; dem Licht der schöpferischen Kräfte, das die Finsternis der zerstörerischen Kräfte vertreibt. Obwohl, endgeschichtlich gesehen, die Finsternis zuletzt voll über uns hereinbrechen und uns und unsere Welt auslöschen wird, hast Du die Geschichte überwunden. Du kamst als das Licht der Welt, auf daß jeder, der an Dich glaubt, nicht in der Finsternis bleibe. Diese Verheißung behält auf immer ihre Gültigkeit.

Dein Licht scheint in der Finsternis. Und die Finsternis hat es nicht besiegt. Und wird es niemals besiegen!

Bin ich ein Christ?

Über diese Frage muß ich von Zeit zu Zeit immer wieder mal nachgrübeln, ohne zu einer befriedigenden Antwort zu gelangen.

Stelle ich mir diese Frage beispielsweise, wenn der Erzbischof von Canterbury sich im Oberhaus über die „sittlichen Zustände“ unserer Zeit ausläßt oder wenn ich im Radio oder Fernsehen einen Anhänger des Beveridge-Plans über die Sozialversicherung reden höre, dann bin ich zutiefst dankbar, daß ich nicht einmal dem Namen nach etwas mit diesen Leuten zu tun habe. Wenn diese Männer Christen sind, dann bin ich es ganz gewiß nicht – das ist das Ergebnis meines Nachdenkens. Andererseits vermitteln mir Bücher wie „Die Brüder Karamasow“ von Dostojewskij oder „Auferstehung“ von Tolstoj das nahezu überwältigende Gefühl, wie einzigartig es ist, das Leben aus christlicher Sicht zu betrachten, und damit das leidenschaftliche Verlangen, daran teilzuhaben. Ebenso ergeht es mir, wenn ich Bachsche Musik höre, wenn ich Pascal lese, wenn ich die Kathedrale von Chartres betrachte oder ein anderes Meisterwerk christlicher Kunst und christlichen Denkens. Die *E v a n g e l i e n* (insbesondere das Johannes-evangelium) und die Briefe des Neuen Testaments empfinde ich als unwiderstehlich-wunderbar, weil sie das sich heute überall in den Vordergrund drängende Ich – das meine eingeschlossen – vor dem Hintergrund der majestätisch strahlenden Mittagssonne zu einem flackernden Reisigfeuer werden lassen. Ist es nicht merkwürdig, ja geradezu ein Wunder, daß so lose zusammenhängende, kunstlos aufgebaute Berichte (noch dazu in der altmodischen Übersetzung eines fragwürdigen Textes) nach so vielen Jahrhunderten immer noch die Fähigkeit besitzen, den Geist eines ruhelosen, von sich eingenommenen, überbeschäftigten und geistlich unterernährten Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts zu bewegen und zu beherrschen?

Natürlich weiß ich, daß wir noch längst keine Christen sind, wenn wir uns auf diese Weise bezwingen lassen. Was aber bedeutet Christsein heute überhaupt? Diese Frage ist durchaus berechtigt. Angefangen bei einem hochwürdigen Geistlichen, der sich in der

Kathedrale von Canterbury seinerzeit über den gerade verstorbenen Stalin als einen „hervorragenden Christen“ ausließ, bis zu den noch erhabeneren Höhen einer „psychedelischen Frömmigkeit“ gibt es wohl kaum eine Abgeschmacktheit unserer Zeit, der nicht kirchlicher- oder gar bischöflicherseits ein gewisser Rang zugesprochen würde. Aufsässige Patres treten ans Mikrofon, um uns von den Zweifeln zu berichten, die sie befallen haben, oder von den Gefahren des priesterlichen Zölibats; einflußreiche gelehrte Theologen scheuen sich nicht, zu beweisen, daß Gott „tot“ sei und daß seine Kirche infolgedessen nur noch einen sinnlosen Anachronismus darstelle.

(O ihr heiligen Diskotheken und ihr alten Spielgefährten, Bischof James A. Pike von Kalifornien an der Spitze! Du lieber Gott, wie gut erinnere ich mich an ihn – an Bischof („Nennen Sie mich Jim“) Pike und an seine denkwürdige Äußerung, als wir Arm in Arm das BBC-Studio verließen, in dem wir unser kleines Pensum erledigt hatten, und in den Gästeraum schlenderten: Paulus, so meinte er, habe sich hinsichtlich der Geschlechtlichkeit geirrt. Nein – nicht Paulus, sondern er, der Bischof, befand sich im Irrtum!)

Man kann sich nur wundern, daß in einer Zeit, in der so ziemlich alles am christlichen Glauben und an der christlichen Ethik einer gewissen Verunglimpfung ausgesetzt ist und von Menschen attackiert wird, die angeblich für die Aufrechterhaltung und Ausbreitung des Glaubens verantwortlich sind, sich sonntags immer noch Gemeinden in den Kirchen versammeln; daß sich, wenn auch in immer kleiner werdender Zahl, junge Theologen und Novizen finden, die sich anscheinend wirklich berufen fühlen. Freilich – die Kirche Jesu Christi muß auch unter der Leitung von Leuten weitermachen, die in zunehmendem Maße mit den Angreifern ihrer Lehrsätze, ihrer Integrität und ihrer Tradition sympathisieren, wenn nicht gar sich identifizieren. Eine nicht geringe Ironie unserer Zeit liegt darin, daß der sogenannte ökumenische Gedanke in einem Augenblick triumphiert, in dem es praktisch eine echte ökumenische Frage gar nicht mehr gibt. Wahrscheinlich fällt es den religiösen Körperschaften heute nur deswegen so leicht, sich zusammenzuschließen, weil sie aufgrund der Tatsache, daß sie kaum noch an etwas Konkretes glauben,

auch kaum unterschiedliche Auffassungen zu vertreten vermögen. Ich sehe bereits den Tag kommen, an dem ein anglikanischer Bischof in vollem Ornat eine Humanisten-Kundgebung auf den South Downs besucht; den Tag, an dem eine Musikkapelle der Heilsarmee eine Prozession junger Atheisten anführt, die auf dem Highgate-Friedhof am Grabe von Karl Marx einen Kranz niederlegen. Lange kann es bis dahin nicht mehr dauern, wenn es nicht gar schon so weit gekommen ist.

Man muß freilich ein feines Ohr haben, um aus dem ganzen Durcheinander ein zusammenhängendes, in sich homogenes Thema herauszuhören. Mir scheint, das institutionalisierte Christentum ist völlig in Unordnung geraten und zerfällt in einem Maße, daß es sich (wenn nicht ein Wunder geschieht) kaum wieder in geordneter und glaubwürdiger Weise zusammenfügen lassen wird. Die verschiedenen christlichen Konfessionen und Denominationen sind in ihrem derzeitigen Zustand der Auflösung und des Zerfalls dem christlichen Glauben indessen keineswegs hinderlich, sondern diesbezüglich höchstens ein Witz. So nimmt man amüsiert zur Kenntnis, wie priesterliche Gesichter sich zu Grimassen verziehen, wenn sie (mit zugehaltenen Nasen) versuchen, Humanitätssparolen zu schlucken. Man nimmt die grotesken Verrenkungen der Quäker zur Kenntnis, die sich auf die Spielwiesen des Sex hinauswagen, und mit derselben Befriedigung auch die Ausflüchte jenes anglikanischen Bischofs, der kürzlich ein neues Polaris-Unterseeboot taufte; oder die Tatsache, daß an Protestmärschen der Atomwaffengegner teilnehmende Marschierer sich zuweilen zur Abstimmung in den Wandelgang des Unterhauses begeben, um eine Regierung zu unterstützen, die die Herstellung eben dieser Waffen beschließt.

Jedoch, sonderbarerweise ist gerade die Intensität der herrschenden Verwirrung – ist die Widersinnigkeit der Bemühungen, Staub und Asche für Zwecke des Bodybuilding zu verkaufen und gleichzeitig ein Reich zu predigen, das nicht von dieser Welt, das kein „gewinnbringender“ Artikel ist – für mich als Atmosphäre wie geschaffen für die Überlegung, was es mit dem Christentum denn nun wirklich auf sich hat. Das institutionalisierte Christentum kapituliert vor den Befürwortern eines „Himmelreichs auf

Erden“ in derart unterwürfiger Weise, und die Postulate des wissenschaftlichen Materialismus werden so weitgehend akzeptiert und so anmaßend vorgetragen, daß jemand, der danach trachtet, Christ zu sein, heute in einer Art selbstgebauter Katakombe sich überlassen bleibt, völlig abseits der Debatten und Diskussionen, die um ihn herum geführt werden – sei es nun über „zulässiges“ sittliches Verhalten (z. B. Scheidung, Verhütungsmittel und Abtreibung, jene drei Universalmittel gegen kranke Ehen) oder über die „Grundlagen“ des christlichen Glaubens.

In meinem Neuen Testament pflege ich diejenigen Stellen zu unterstreichen, die meine Phantasie besonders anregen. Bei fast allen diesen Stellen geht es darum, wie trügerisch alle Sorgen um diese Welt und ihre Schätze sind, wie sehr sinnliche Besitzgier und Eitelkeit uns von Gott trennen; wie sehr andererseits Drangsal uns Geduld lehrt, Erfahrungen vermittelt und Hoffnung schenkt, wohingegen unser Fleisch gegen den Geist aufbegehrt und dieser gegen jenes, beide einander so entgegengesetzt, daß wir Dinge tun, die wir gar nicht möchten, usw. Es fällt schwer, sich Gedankengänge vorzustellen, die in den Kreisen der Geistlichkeit unbeliebter sind als die bezeichneten; ich möchte sogar behaupten, daß sich heute keine unpopuläreren Aussagen denken lassen als die, die auf derartigen Gedankenvorgängen beruhen. Bei religiösen Veranstaltungen verursachen sie geradezu Unpäßlichkeit und Entrüstung, bei jedem Radio- und Fernseh-Forum stoßen sie auf Spott und Unglauben. Wenn ich ihnen dennoch nachgehe, werde ich häufig der Unaufrichtigkeit und der Heuchelei beschuldigt – so tief verwurzelt ist die gegenteilige Auffassung: daß die Welt zu einer besseren Welt werde, wenn wir uns nur hinreichend um sie kümmern, daß wir insgesamt danach trachten müßten, wohlhabender, um immer glücklicher zu werden, daß die uneingeschränkte Befriedigung unserer irdischen Hoffnungen und Wünsche der einzige Weg zu körperlicher, geistiger und seelischer Zufriedenheit sei.

Dennoch bleibt es bei meiner Liebe zu jenen neutestamentlichen Sätzen, und ich wiederhole sie mir immer wieder. Wie schön, wenn alle meine Gedanken und all mein Tun in den mir noch verbleibenden Jahren von ihnen bestimmt würden! Ich halte sie für wahr, wohingegen der Gedanke, die Welt werde dadurch zu

einer besseren Welt, daß man sich von morgens bis abends um sie sorge, und die Vorstellung, materieller Wohlstand und sinnliche Vergnügungen machten die Menschen glücklicher, mir geradezu unsinnig vorkommen. Angesichts des Jenseitsgedankens, den ich altmodischerweise immer noch in den Evangelien entdecke, fällt für mich der ganze Materialismus unseres zwanzigsten Jahrhunderts in sich selbst zusammen, und man fühlt sich frei von jenem Mythos des Fortschritts und der Fortschrittsgläubigkeit. Die schreckliche Vision vom skandinavisch-amerikanischen Paradies, mit noch höherer Lebenserwartung der Menschen, mit immer mehr und immer besseren die Geschlechtslust steigernden Mitteln, mit immer mehr Freizeit und Komfort für alle, erweist sich für mich als ein Alptraum. Nach dem Erwachen kommt man allmählich zu der erhabenen Erkenntnis, daß wir, ja, daß wir sterben müssen, um zu leben, daß wir unser Leben nur bewahren können, indem wir es verlieren —; Behauptungen, die der Durchschnittszeitgenosse als pessimistisch empfindet, die mir dagegen optimistisch bis an die Grenze des Widersinns zu sein scheinen, weil sie besagen, daß es uns als Menschen möglich ist, in unserem kurzen Leben und trotz verkümmert visionärer Kräfte nach einem allumfassenden Verständnis und einer allumfassenden Liebe zu streben.

Heißt das, ein Christ sein? Man frage jemand anderen als mich.

Bei dem Versuch, zu formulieren, woran ich glaube, muß ich mit dem beginnen, woran ich nicht glaube.

Ich glaube nicht an den Fortschritt, nicht an die Jagd nach dem Glück und die damit verbundene Planung einer Gesellschaft, in der der Mensch immer größere Befriedigung durch wachsende Möglichkeiten findet, seine materiellen und leiblichen Wünsche und Hoffnungen zu verwirklichen. Ich bin vielmehr der Meinung, daß das Leben, das die Menschen in den urbanisierten reichen Ländern heute führen, vermutlich die am meisten entartete und am wenigsten aufgeklärte Art der Lebensführung ist, die es je gegeben hat. Das halbe Jahrhundert, das ich bewußt miterlebt habe, scheint mir ganz außerordentlich verderblich, mörderisch und brutal gewesen zu sein. Mehr Menschen als in jedem vergleichbaren Zeitabschnitt der Geschichte wurden in dieser Zeit getötet, terrorisiert oder aus ihrer Heimat vertrieben und mehr als in jedem anderen vergleichbaren Zeitabschnitt von dem Erbe der Vergangenheit zerstört, mehr Lügen propagiert und mehr minderwertige Ideologien als Kampfmittel verwendet. Und – zum Ausgleich dafür waren weniger Leistungen auf den Gebieten der Kunst, der Literatur und der schöpferischen Erkenntnis zu verzeichnen.

Irdische Macht ist mir stets wie ein lächerlicher Götze vorgekommen, ob sie nun durch Lehrkräfte, Bürgermeister, Richter, Premierminister, Monarchen oder durch sonst jemand verkörpert wurde. Ich war entzückt, als ich zum erstenmal in Blaise Pascals „Gedanken über die Religion“ las (ihr Verfasser gehört zu der kleinen, erlesenen Schar von Mitmenschen, vor denen man sich in tiefer Demut verneigt und bekennt: „Dir pflichte ich in allem bei“), daß Beamte und Herrscher ihre lächerlichen Roben, Kronen und Diademe schon deswegen anlegen müßten, weil jedermann sie sonst in ihrem ganzen fadenscheinigen Dünkel durchschauen würde. Ich bin fest davon überzeugt, daß mich Narren regieren, daß Schwachsinnige mich gelehrt, daß Heuchler mir Moral gepredigt haben und daß ich ebenso zur Beute von Scharlatanen in der Maske von Werbefachleuten und berufsmäßigen Überre-

dungskünstlern geworden bin wie auch zu der von weitschweifig-wortreichen Demagogen und Ideologen aller möglichen Richtungen.

Ich für meine Person kann auch in den sogenannten Errungenschaften der Naturwissenschaften keinen Ersatz erblicken. Zwar sind während meines Lebens in der Frage der Ent-rätselung des Universums – seiner Entstehung und seines Mechanismus – größere Fortschritte erzielt worden als insgesamt zuvor im Verlauf der von uns überschaubaren Geschichte; doch erregt diese Tatsache mich innerlich überhaupt nicht, ja sie weckt nicht einmal meine Neugier. Man hat das Atom gespalten; man ist in den Weltraum vorgedrungen und wird ihn in absehbarer Zeit mehr oder weniger erforscht haben. Keine dieser Leistungen steht in irgendeiner Beziehung zu dem, was mich ausschließlich interessiert: Wozu gibt es Leben? – und welchen Sinn (sofern es ihn überhaupt gibt) hat in diesem Zusammenhang mein winziger und so vergänglicher Anteil an diesem Leben? Unsere ganze Welt ist in einem einzigen Sandkorn, ja auch der ganze große Kosmos; wenn ich das Sandkorn begreifen könnte, würde ich alles verstehen. Weshalb sollte ich also, indem ich den Mond aufsuche und den Mars oder einen freien Tag in der Milchstraße zubringe, mit meiner Frage weiterkommen, als wenn ich nach Manchester und Liverpool fahre oder einen freien Tag im Seebad Brighton verbringe –?

Bildung heißt der große Popanz unserer Zeit. Sie soll uns fürs Leben tauglich machen und wird als Universalmittel verordnet: als Mittel gegen die Jugendkriminalität ebenso wie als solches gegen vorzeitige Vergreisung. Größtenteils jedoch dient sie nur der größeren Verdummung, zur Aufblähung der Eitelkeit, zur Erhöhung der Leichtgläubigkeit sowie dazu, die Menschen den Gehirnwäschern von Presse, Funk und Fernsehen auf Gedeih und Verderb auszuliefern. Ich habe Nachbildungen riesiger, plumper vorgeschichtlicher Tier-Monstren gesehen, die im Laufe der Zeit einen derartig schweren Schutzpanzer entwickelten, daß sie schließlich unter seiner Last zusammenbrachen und ausstarben. So sackt auch unsere Zivilisation unter der Last des Wohlstandes und des Konsumzwanges immer mehr zusammen, unter der Last des Glücks sowie unter dem Zwang, die Phantasiegebilde, die

dieses „Glück“ verkörpern, zu erhalten, d. h. unter ihrem Sicherheitsbedürfnis und den für so wichtig gehaltenen, immer verheerender werdenden Nuklearwaffen. Es ist m. E. keineswegs ausgeschlossen, daß sie bald völlig zusammenbrechen und untergehen wird. Je mehr dieser Sachverhalt aber ins allgemeine Bewußtsein dringt, umso auffälliger wird die Zuflucht zu Drogen, zu Träumen, Phantasmagorien oder anderen Scheinlösungen, mit denen man der Wirklichkeit auszuweichen versucht.

Woran soll man glauben, wenn man im *Zwielicht* einer Kultur lebt, die entkräftet und erschöpft ist, in ihrem lächerlichen und zugleich erschreckenden Schatten? So merkwürdig es ist: Gerade diesen zwielichtigen Verhältnissen verdanken wir, wie mir scheint, daß der dahinter verborgene Sinn sich vor dieser Silhouette besonders deutlich abhebt. Wie die menschliche Liebe in ihrer strahlenden Kraft nur dort sichtbar wird, wo auch der letzte Schimmer von egoistischem Begehren erloschen ist, so müssen wir die Welt zwangsläufig zur Wüste machen, um Gott darin zu finden. Der Sinn des Universums entzieht sich der Geschichte, ebenso wie die echte Liebe nichts mit Begierde zu tun hat. In Augenblicken der Erleuchtung tritt jener Sinn plötzlich in unbegreiflicher Klarheit und Helligkeit zutage. (Diese Augenblicke kommen und vergehen völlig unberechenbar; obwohl sie, wie ich voller Dank feststellen darf, immer Spuren zurücklassen – ähnlich dem Klang einer Musik in weiter, weiter Ferne, nahezu überhört von anderen, lauterer Geräuschen, aber doch noch ganz schwach und mit Unterbrechungen zu hören.) Wie die kristallhelle Morgendämmerung bricht dieser Sinn aus der Finsternis hervor; je tiefer die Nacht, umso strahlender die Tagesfrühe.

Man gestatte mir, in diesem Zusammenhang von einem *Bühnenbild* zu sprechen, als das sich mir das Ganze oft darstellt. In der Mitte der Bühne befindet sich die Alltagswelt, in der wir unser tägliches Leben führen: mit Geldverdienen, Zeitunglesen, Geldwechseln oder dem Besprechen von Tonbändern, mit Plaudern und Essen und unseren Begehrlichkeiten. Diese Welt nenne ich (nach der italienischen Bezeichnung für Zwischenreich, Vorhölle) „Café Limbo“. Auf der linken Seite der Bühne befindet sich ein dämmeriger Bereich, in dem man Umrisse, Gestalten und Be-

wegungen nur undeutlich erkennt, wie man von dort her auch nur undeutliche Geräusche wahrnimmt sowie Klänge und einen leichten Luftzug wie auf Calibans Insel; sie schmerzen nicht, sie entzücken uns. Diesen Bereich nenne ich „das Leben“. Die rechte Seite der Bühne ist von Bogenlampen überhell erleuchtet wie ein Fernsehstudio. Dort breitet sich die Geschichte vor uns aus; Neues geht hier vor sich. Es ist dies der Ort, an dem wir unser öffentliches, unser Gemeinschaftsleben führen, an dem wir die Regierenden ein- und absetzen, Kriege erklären und über den Frieden verhandeln, an dem wir vor Patriotismus glühen und uns von revolutionärem Eifer hinreißen lassen, an dem wir Gesetze erlassen, schöne Reden halten, ewige Leidenschaft schwören und im Abgrund der Trostlosigkeit versinken. Diesen Bereich nenne ich „Legende“.

Auf dieser dreiteiligen Bühne, zwischen Leben, Café Limbo und Legende, spielt sich ein endloses Drama ab. Zwei Kräfte gestalten das Spiel: die mit dem Denkvermögen gekoppelte Vorstellungskraft, die zum echten Leben gehört, und der Triebwille (Fleisch), der der Legende zugeordnet ist. Aus der Imagination, aus der Kraft der denkenden, schöpferischen Phantasie erwachsen Liebe, Verständnis, Güte, Selbstverleugnung: alle nur vorstellbaren echten Synthesen. Aus dem triebhaften Eigenwillen erwachsen sinnliche Lust, Haß, Habgier, Lobhudelei, Macht, Schönrederei: alle falschen Antithesen, wie solche je aufgestellt wurden oder noch aufgestellt werden. Überwiegend oder ausschließlich auf die Seite des Lebens gehören die Heiligen, die Mystiker und die begnadeten Künstler; im Extremfall – wie zum Beispiel im Falle Jesu Christi – müssen sie getötet werden. (Eine ausgezeichnete Erklärung hierfür findet sich in dem berühmten Abschnitt über den Großinquisitor in Dostojewskijs Werk „Die Brüder Karamasow“.) Ausschließlich oder vorwiegend der Legende zugeordnet sind alle Machtbesessenen, Herrscher, Helden, Demagogen und „Befreier“; im Extremfall – wie zum Beispiel bei Hitler – bewerkstelligen sie selbst ihren Untergang. Das Leben ist von Leiden, Entehrung und Vernunft, die Legende von Glück, Überfluß und Wahnsinn gekennzeichnet.

Die meisten Menschen verbringen den größten Teil ihrer Zeit im „Cafe Limbo“, das quasi konzessioniert ist; sie werfen gele-

gentlich einen Blick in die Richtung des „Lebens“ und mehr als nur gelegentlich einen Blick in die der „Legende“. (Nebenbei: Unsere beste Zuflucht ist das Lachen; als Querriegel dient, sofern und wann immer erforderlich, ein Nasenstüber.) Wenn eine Person von der Legende zum Leben hinüberwechselt, bringt sie etwas künstliches Licht mit sich; das leuchtet wie ein Glühwürmchen, erlischt dann aber allmählich in der es verschlingenden dunklen Tiefe des Lebens.

Noch deutlicher und tragischer läßt sich dieses Schema auf jedem einzelnen Gesicht verfolgen, wie alle wissen, die Gelegenheit hatten zu beobachten, wie der Ausdruck eines geliebten Antlitzes zwischen Vernunft und Wahnsinn hin- und herschwanken kann. (Letzteres ist bei sehr vielen Menschen der Fall; denn in dem Maße, in dem wir die Krankheiten und Schmerzen des Fleisches zu mindern und zu lindern vermögen, vermehren wir meist die Krankheiten des Geistes und der Seele. Wenn die Menschheit schließlich von allen Krankheiten und vom „Verfall“ befreit sein wird, wenn eines Tages alle Menschen pasteurisiert, wenn ihre Gene gezählt und neu geordnet sein sollten, wenn sie mit austauschbaren Plastikorganen versehen sein werden, mit denen sie essen, sich paaren und andere körperliche Funktionen in völlig unschädlicher und hygienischer Weise ausüben können, wann immer ihnen der Sinn danach steht, – dann wird es nur noch Verrückte geben, wird die ganze Welt zu einer riesigen Psychiatrischen Klinik werden.) Man studiert das geliebte verwirrte Gesicht wie ein Gelehrter eine alte Handschrift und sucht nach dem Schlüssel zu seinem Verständnis. Was man sieht, ist ein Kampf auf Leben und Tod zwischen dem selbstischen Willen und der göttlichen Imagination. Gewinnt jener, dann wird das flackernde echte Licht auf immer erlöschen; gewinnt diese, dann wird es wieder aufleuchten, um in stetigem Glanz zu brennen, so daß man aus vollem Herzen rufen kann: „O mein Geliebter! Du bist zu mir zurückgekehrt.“

Ich weiß sehr wohl, daß das, schulpsychiatrisch gesehen, Unsinn ist; dennoch bin ich davon überzeugt. Ich sehe, wie diese beiden Mächte in jeder einzelnen Seele um die Vorherrschaft kämpfen – in meiner Seele genau so wie in der aller Menschen, wie in jedem

Gemeinwesen, auf der ganzen Erde und im unermeßlichen Welt-
raum. Das eine ist die Macht der Finsternis, das andere die des
Lichtes; das eine möchte uns in die Tiefe hinabziehen und dort
verschlingen, das andere uns in den azurblauen Himmel empor-
heben, wo alle Selbstsucht aufhört, wo die Liebe allumfassend,
alles umschließend ist und wo die Wirren des Lebens sich von
selbst auflösen; so wie wir plötzlich von einer Anhöhe aus eine
wohlgeordnete Landschaft vor uns erblicken, wenn der Nebel
sich im Licht und in der Wärme der Sonne zerteilt. Die eine
Macht ist der Teufel, die andere Gott! Ich kenne beide, und ich
glaube an beide.

Für uns Westeuropäer hat die christliche Religion diesem uralten
und (wie ich meine) offenkundigen *Zwiespalt* in atemberau-
bender Einfachheit und Erhabenheit Ausdruck gegeben. Es war
weder die erste Aussage zu diesem Gegenstand, noch wird es
die letzte sein; aber noch ist diese die für uns gültige Aussage, die
ich anerkenne. Ich glaube, daß wir — wie es im Neuen Testament
heißt — unser Leben verlieren müssen, um es zu finden; daß wir
nicht vom Brot allein leben; daß wir im Fleisch sterben müssen,
um im Geiste wiedergeboren zu werden, und daß es unser Fleisch
gelüstet wider den Geist und den Geist wider das Fleisch; daß
Gott keinen Sperling fallen sieht, ohne sich seiner anzunehmen,
und daß er die Haare auf dem Haupt eines jeden von uns gezählt
hat, so daß alles Lebendige unsere Achtung und Ehrfurcht erfor-
dert und damit begreiflicherweise kein Mensch wichtiger ist oder
in irgendeiner Weise mehr Beachtung verdient als der andere.
Gott ist unser Vater, wir sind seine Kinder, und wir bilden so-
mit eine Familie; wir alle sind Brüder und Schwestern.

Obwohl diese grundlegenden Aussagen des Christentums von
den verschiedenartigsten Dogmen überdeckt wurden, die für mich
vielfach unverständlich und irrelevant sind und sich m. E. oft
sogar widersprechen, bin ich stolz und glücklich, mich *Christ*
nennen und damit wagen zu dürfen, mich an jenem erhabenen
Maßstab menschlicher Werte und Verhaltensweisen zu messen.
Tröstlich ist mir dabei ein weiterer Ausspruch Pascals, den dieser
den Skeptikern aller Zeiten wie eine Rettungsleine zugeworfen
hat — daß nämlich „wer Gott sucht, ihn auch findet“.

Der christliche Standpunkt scheint mir selbst in seiner verfälschtesten und bildungsfeindlichsten Form immer noch jedem naturwissenschaftlich-materialistischen Standpunkt, wie überzeugend und vorurteilsfrei dieser auch erscheinen mag, vorzuziehen zu sein. Ein Evangelist, der mich mit grellfarbenen Traktaten auffordert, um des Jüngsten Gerichts willen Buße zu tun, ist ein hell brennendes Licht, verglichen mit dem Eugeniker, der sich in seiner Gaskammergesinnung anmaßt, darüber zu befinden, welches Leben verlängerungswürdig ist und welches ausgelöscht werden soll, verglichen auch mit den Hausierern in Sachen Unfruchtbarkeit, die ihr Sortiment an Verhütungsmitteln vor den sogenannten „unterentwickelten“ Völkern der Welt so selbstgefällig als die großartigste Errungenschaft und kostbarste Gabe der Neuzeit ausbreiten.

Die Naivität der Vorstellungen vom Reich Gottes, wie sie einfältige Gläubige vielfach haben, dürfte offenkundig sein: Perleantore, Engelchöre, goldene Kronen und prächtige Kleider . . . Was sollen wir jedoch von der puren Dummheit halten, die in den entsprechenden Vorstellungen als ein Reich zum Ausdruck kommt, wie dieses von den maßgeblichen und mächtigsten Männern unserer Zeit anvisiert und propagiert wird —: als ein Reich Gottes auf Erden mit ständig wachsendem Wohlstand und dessen Nutznießern, mit Ratenzahlungskäufen und mit Menschen, die Fernsehen und Sex abgestumpft haben, die „umfassend gebildet“, die von den Astrophysikern darüber unterrichtet sind, wie die Welt entstanden ist, und von dem atheistischen Kulturphilosophen Bertrand Russell darüber, wie sie enden wird; ein Reich Gottes auf Erden, in dem die Menschen sich auf breiten, sechspurigen Autobahnen fortbewegen, auf Rastplätzen pausieren, versehen mit Antibabypillen, damit sie ungeschwängert (wenn schon nicht jungfräulich) bleiben; ein Reich Gottes auf Erden, in dem die Asphaltdecken der Straßen mit Blut besudelt sind; ein — ja ein Himmelreich, das sich vor den Menschen auf den Supermärkten ausbreitet, mit einem Regenbogen, der in der nächsten Spielhalle endet; ein Himmelreich mit einer Freizeitkultur, die sich in den zahllosen Sprossen der wie träumende Turmspitzen in den Himmel ragenden Antennen äußert; ein Glück in ebenso

vielen Farben, wie es Tabletten gibt — grün, gelb, blau, rot und leuchtend weiß; ein Glück in vielen, vielen Häuserblocks, Wohnmaschinen aus Licht und Chrom, die immer steiler in den Himmel drängen? Ein solches Reich kann und wird für die Nachwelt gewiß nur eine Quelle endlosen Spottes sein — vorausgesetzt, daß es überhaupt eine „Nachwelt“ gibt; denn den Hintergrund zu alledem bildet ja der Atompilz, in dessen Zeichen die Menschheit sich, wie weiland die Gerasener Schweineherde, munter und ausgelassen immer mehr dem jähen Abgrund nähert.

Natürlich gebe ich zu, daß diese Sicht und dieses Glaubensbekenntnis zum Teil auf den Umstand zurückzuführen sind, daß ich alt bin und in spätestens etwa zehn Jahren wahrscheinlich nicht mehr am Leben sein werde. In jüngeren Jahren hätte ich mich zweifellos anders ausgedrückt; jetzt überschattet die Aussicht auf den Tod alles übrige. Ich gleiche dem Seefahrer, der sich seinem Bestimmungshafen nähert. Als ich mich einschiffte, machte ich mir Gedanken darüber, ob ich wohl eine Außenbordkabine bekäme, ob man mich auffordern würde, am Kapitänstisch Platz zu nehmen, wer wohl zu den attraktivsten und bedeutendsten Passagieren gehörte usw. Derartige Überlegungen werden witzlos, wenn man demnächst wieder von Bord geht.

Sowenig ich glaube, daß das irdische Leben irgendeine dauerhafte Befriedigung zu geben vermag, so wenig Schrecken hat die Aussicht auf den bevorstehenden Tod für mich. Jene Heiligen, die erklärten, der Tod sei ihnen willkommen, bekundeten damit meiner Meinung nach höchste Vernunft, keineswegs eine Freudische Todessehnsucht. Die Welt, die ich demnächst verlassen werde, scheint gerade dadurch schöner zu sein denn je, besonders in ihren entlegeneren Teilen, wo Gras, Bäume, das Meer, Flüsse, Bäche und sanfte Höhen noch deutlicher den Stempel der Ewigkeit tragen als zwischen Straßen und Häusern. Alle Menschen, die ich liebe, darf ich jetzt sogar mehr lieben als sonst, weil ich sie um nichts zu bitten habe als um ihre Liebe; das geringe Bestreben, Besitz anzuhäufen, beachtet und zu den bedeutenden Menschen gezählt zu werden, ist zu offenkundig-absurd, als daß es noch länger Bestand haben könnte.

Oft überkommt mich das Gefühl, ungewöhnlich glücklich gewesen zu sein, und ebensooft überwältigt mich ein Gefühl unge-

heurer D a n k b a r k e i t gegenüber meinem Schöpfer. Ich glaube leidenschaftlich und unerschütterlich daran, daß das Leben unter allen Umständen und zu allen Zeiten ein beglückendes Geschenk ist; daß der Geist, der es beseelt, der Geist der Liebe ist, nicht Haß oder Gleichgültigkeit, der Geist des Lichts und nicht der Finsternis, der Geist des Schöpfertums, nicht der Zerstörung, der Ordnung, nicht des Chaos. Da alles Leben – der Mensch, die Kreatur, die Pflanzen ebenso wie die gefühllose Materie – mit allem, was darüber bekannt ist, jetzt und in Zukunft zum Guten, nicht zum Bösen hin angelegt ist, glaube ich, daß das, was immer kommen mag – wenn meine Augen nichts mehr erkennen und mein Geist nichts mehr zu denken vermag, wenn die Hand, die dieses jetzt schreibt, leblos ist –, von Güte und nicht von Bosheit bestimmt sein wird. Wenn es das Nichts ist, dann danke ich für das Nichts. Wenn es ein anderer Modus der Existenz ist, bei dem ich diese verschlissene Körperhülle hinter mir lasse wie ein Schmetterling, der aus seiner Larve schlüpft, und wenn damit meinem umhertastenden, wirren Geist, der jetzt etwas bestenfalls durch ein dunkles Glas zu erkennen vermag, eine größere Reichweite und neue Exaktheit geschenkt werden, dann sage ich auch dafür Dank.

Glück gegen Glück

Im achtzehnten Jahrhundert war die Schwägerin eines Mannes, der mit dem bekannten Kritiker und Philologen Samuel Johnson befreundet war, einmal so unvorsichtig, in dessen Gegenwart zu behaupten, sie sei glücklich. Sogleich fiel Dr. Johnson über sie her, indem er mit lautem Nachdruck feststellte: wenn sie tatsächlich ein so glücklicher Mensch sei, wie sie behauptete, dann strafe ihr Leben alles Suchen und Forschen der Menschheit Lügen; denn sie sei zufrieden, ohne gesund oder besonders schön zu sein, ohne Geld oder Intelligenz zu besitzen. Das war grob gesprochen und hat Samuel Johnson seinerzeit viel Kritik eingetragen; doch sollten wir nicht vergessen, daß er als Mensch seines Jahrhunderts sprach, als Mensch einer Epoche, in der unser heutiges Vorurteil bezüglich des Glücks als eines symptomatischen Dauerzustandes noch nicht allgemein verbreitet war. Ich glaube zu wissen, worum es ihm ging.

Die Behauptung eines Menschen, er sei „glücklich“, hat tatsächlich etwas absolut Lächerliches, ja Unanständiges an sich; erst recht ist dies der Fall, wenn ganze Völker oder Nationen einen derartigen Anspruch erheben. Das Streben nach Glück, auf das der Mensch, ebenso wie auf sein Leben und seine Freiheit, einen unveräußerlichen Rechtsanspruch habe (wie dies in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung verankert ist), ist zweifellos das Dummste, was man sich denken kann; diese beklagenswerte Phrase ist für einen Gutteil Krankheit und Elend in der modernen Welt verantwortlich. Bewußt nach dem Glück als dem zentralen Lebensziel zu streben – nach dem persönlichen ebenso wie nach dem kollektiven –, heißt mit Sicherheit den Weg einschlagen, der es gänzlich verfehlt; das wird auf unselige Weise an Ländern wie Schweden und US-Amerika offenkundig, in denen gerade dieses Ziel am leidenschaftlichsten verfolgt worden ist, in Ländern also, in denen die materiellen Bedingungen, die man gewöhnlich als glücksfördernd ansieht, höchst effektiv sind. Auch die Säue der Gerasener jagten zweifellos dem Glück nach, als sie sich die Klippen hinab in den Abgrund stürzten. Heute lenkt die Mehrheit

der Menschen, angeführt von den technologisch höchstentwickelten Ländern der Welt, ihre Schritte in ähnlicher Weise einem **A b g r u n d** entgegen, und sie werden vom gleichen Schicksal ereilt werden, wenn sie sich nicht noch rechtzeitig besinnen. Das Streben nach Glück verflacht sich sehr rasch zu einem Streben nach bloßem Vergnügen, also zu etwas völlig anderem: zu einer *Fata Morgana* des Glücks, einer trügerischen Luftspiegelung von Schatten und Wasser über der ausgedörrten Wüste.

Worin aber besteht das wahre Glück? Darin, daß man sich selbst vergißt, und darin, daß man andere schont; daß man sich von primitiv-sinnlichen Begehrlichkeiten frei macht, statt ihnen nachzujagen. Wir leben in einem dunklen Gefängnis, in das wir uns selbst eingesperrt haben; wir alle kennen es, wohl wissend, daß das so bleibt, wenn wir den Blick nur nach unten richten. Glück liegt jedoch nur darin, daß wir nach oben zu sehen beginnen und uns der weiten, hellen Welt um und über uns bewußt werden. Auf höchster Ebene finden wir dieses Glück in jener Verzückung, die die Mystiker uns, freilich nur sehr unzulänglich, geschildert haben. Auf der Alltagsebene besteht es in der menschlichen Liebe; in der Freude an der Schönheit unserer Erde, an ihren Farben, Formen und Klängen; in den Wundern des Verstehens, des Erkennens und des Lachens sowie in der Betätigung und Vervollkommnung unserer Fähigkeiten; nicht zuletzt im Staunen darüber, daß das alles einen **S i n n** hat, einen Sinn, den wir freilich nur gelegentlich zu erkennen und dem wir nur unvollkommen Ausdruck zu geben vermögen, der aber dennoch da ist.

Ja — das ist Glück. Es läßt sich nicht in eine Pille zusammenpressen, läßt sich nicht in Sensationen auffächern. Es bleibt all denen versagt, die es ausschließlich für sich allein haben möchten; es kann nicht den gierigen Niederungen des Lebens entlockt, nicht aus einem anderen Körper herausgepreßt, nicht auf ein Bankkonto eingezahlt, auf der Autobahn erjagt, in Salutschüssen hochgefeuert oder gar in der Stratosphäre entdeckt werden. Auf unaßbare Weise ist es in jeder echten Antwort auf das Leben da (wie es in jeder falschen Antwort fehlt). Es hat sich in vielen Jahrhunderten in allen bemerkenswerten Aussagen, allen bedeutenden Gedanken und Taten niedergeschlagen. Es hat in Kunst,

Schrifttum und Musik Ausdruck gefunden, in gewaltigen Kathedralen ebenso wie in kleinen Volksmelodien, in allem Harmonischen und – in höchster Form – unbegrenztem Heroismus nach Vollkommenheit strebender unvollkommener Menschen.

Als Dietrich B o n h o e f f e r (S. 19 f.) von den Gestapowächtern abgeführt wurde, um hingerichtet zu werden, soll sein Gesicht vor Glück geleuchtet haben, so sehr, daß selbst jene armen Teufel es bemerkten. An jenem Ort des finstersten Bösen war er der glücklichste Mensch – er, der hingerichtet wurde.

Das ist für mich ein Bild höchsten Glückes.

Die Teilnahme an der Tagung des Ökumenischen Rates der Kirchen zu Uppsala in Schweden hat mich in dem Gefühl bestärkt, daß das institutionelle Christentum sich – wenn auch in aller Stille – unaufhaltsam selbst zerstört. Die ökumenische Bewegung scheint mir eher eine Reaktion auf die Ahnung eines baldigen Ausgelöschtwerdens zu sein als dem ernstesten Bemühen um einen Zusammenschluß zu entspringen. (Im übrigen lassen sich die wichtigsten Ereignisse in der Geschichte des Christentums eher auf Meinungsverschiedenheiten als auf Übereinstimmung zurückführen; wir brauchen dabei nur an Franz von Assisi, Ignatius von Loyola, Martin Luther, Blaise Pascal, John Wesley, Sören Kierkegaard und andere zu denken.) In Uppsala – das war eindeutig festzustellen – stimmte man nur deswegen in nahezu allen Fragen überein, weil man nahezu nichts mehr glaubt.

Die Versammlung dort erinnerte mich im übrigen an den Auszug aus einer Eckkneipe, wie ich ihn in meiner Jugend miterlebt hatte: Zehn oder zwölf Betrunkene stützten sich gegenseitig. Sie schwankten hin und her, brachten es aber immerhin fertig, sich aufrecht zu halten; allein wäre jeder von ihnen unweigerlich in der Gosse gelandet. Uppsala erinnerte mich außerdem kolossal an die Vereinten Nationen und deren tragisch-absurde Versammlung. Gab es hier doch gleicherweise die versteinerten Gesichter zwischen den Kopfhörern, die in verschwenderischer Fülle zirkulierenden Schriftstücke (die schwedische Regierung ließ zwei Tonnen Papier verteilen, die in den ersten beiden Tagen konsumiert waren), die Rededuelle, die endlosen Diskussionen über den Wortlaut von Beschlüssen über An- und Absichten (die nur wenige lesen und niemand beachtet) sowie einen gut ausgestatteten, wenn auch wenig benutzten Raum für die Presse. In betriebbarer Eile werden Dokumente ausgegeben, deren Bedeutung nicht ersichtlich ist und die daher auch niemand interessieren; sie verstopfen die Fächer der nicht anwesenden Journalisten.

Wenn es je ein Nicht-Ereignis gegeben hat in der Kirchengeschichte, so war es diese Zusammenkunft. Es ist mir heute noch unklar, woran man – abgesehen von der wahllosen Verwendung

des Kreuzes als eines Symbols sowie der Amtstracht einiger Delegierter — hätte erkennen sollen, daß dieses Ereignis irgend etwas mit dem christlichen Glauben zu tun hatte. Viel näher hätte die Vermutung gelegen, daß es sich hier um eine Versammlung wohlmeinender Menschen handele, denen es darum gehe, bestimmte Weltprobleme wie Hunger und Rassismus zu erörtern, wenn auch ohne klare Vorstellungen davon, wie man an die Lösung dieser Probleme herangehen könne, und ohne die einer solchen Aufgabe angemessene Autorität und Verfügungsgewalt über die erforderlichen Hilfsmittel.

Daß die Kirchen in ihrer Hinfälligkeit sich auf ihre sozialen Pflichten konzentrieren und dabei ihre geistlichen ignorieren, erscheint mir als ein ganz natürlicher Vorgang. Sie stimmen darin jedenfalls mit einer allgemeinen Auffassung unserer Zeit überein: Jeder begreift, daß es verdienstvoll ist, hungernde Menschen mit Nahrung zu versorgen und für die Opfer der Napalmbomben oder der Apartheid einzutreten, während die eigentliche Sprache des Heilsgeheimnisses und Transzendentalismus nicht mehr verstanden wird. In den „Bekennnissen“ des heiligen Augustinus heißt es: „So wünschte ich nicht mehr, es sollte Ding für Ding vollkommener sein, weil ich das Ganze bedachte und mit mehr Verstand erwog, es sei das Höhere zwar besser als das Niedere; doch besser als das Höchste für sich allein sei die Allheit dessen, was da ist.“ Im Gegensatz dazu fühlen die Kirchen sich verpflichtet, eine bessere Welt zu proklamieren, und fördern damit ihren eigenen Untergang. Denn wenn sich eine „bessere Welt“ tatsächlich heraufführen ließe, würden sie bald überflüssig werden; wenn eine solche sich aber (was weitaus wahrscheinlicher ist) nicht verwirklichen läßt, dann können auch sie sich nicht von der darauf folgenden Desillusionierung glaubhaft distanzieren. Daß sie den spektakulären Ruf nach einer besseren Welt unterstützen, bringt ihnen natürlich kurzfristige Vorteile ein, weil es sich dabei um eine leicht verkäufliche Ware handelt. Wieviel einfacher und angenehmer ist es beispielsweise, vor die US-amerikanische Botschaft zu marschieren, um gegen den Krieg in Ostasien zu protestieren, als den einsamen Weg nach Gethsemane anzutreten! Während es einst selbst die Heiligen Mühe kostete,

die christlichen Tugenden zu praktizieren, kann heute jeder langmährige Student sich mit einer Gloriole von Wohlanständigkeit dadurch umgeben, daß er einen Sprecher der genannten Botschaft oder des Südafrika-Hauses mit einem Eimer Farbe übergießt. Und wie viele von denen, die so eifrig für die sozialmedizinische Aktion eines Einzelgängers sammeln, bedenken, daß das Sammelergebnis, selbst wenn es mit tausend multipliziert würde, noch nicht annähernd den Einsatz jener indischen Ärzte aufwäge, die mit dafür sorgen, daß unser (an asiatischen Maßstäben gemessen) überbesetzter Gesundheitsdienst weiterläuft? Auf den Straßen der Welt werden an jedem schönen Wochenende wesentlich mehr Menschen verletzt oder getötet als im Vietnamkrieg in einem Monat; doch – wer hat je etwas von einem diesbezüglichen Protestmarsch gehört? Um dem Blutbad auf den Straßen Einhalt zu gebieten, wäre es erforderlich, das Autofahren einzuschränken. Dafür aber können die Kirchen sich unmöglich einsetzen; denn das hieße das Vergnügen der Menschen einschränken und würde im Sinne des Glücksstrebens als die größte Gemeinheit gelten. In einer materialistischen Gesellschaft sind nun einmal das Vergnügen und die dazu erforderlichen Materialien heilig (Geld, Verhütungsmittel, Drogen usw.) – ein modernes Äquivalent zur mittelalterlichen Reliquienverehrung.

Eine der wenigen vernünftigen Verlautbarungen in Uppsala kam von seiten des russisch-orthodoxen Metropoliten N i k o d i m von Leningrad und Nowgorod. „Wie kann es zwischen Christen und Marxisten einen Dialog geben, wenn sich doch zwischen ihnen ein unüberwindlicher Abgrund auftut und der eine die Grundwahrheiten des Glaubens des anderen leugnet?“ fragte er. Dieser bärtige, jugendliche Kirchenmann, sagte ich mir, muß im Gegensatz zu den leicht verwirrten Vertretern des protestantischen Establishments, die sich da auf der Jagd nach einem Phantom von Himmelreich-auf-Erden durch das Leben schwatzen, mit dem brutalsten, tyrannischsten und materialistischsten Regime fertig werden, das die Welt je gekannt hat; für ihn ist die Absurdität, die darin liegt, die Gedanken von Marx und Christus miteinander verbinden zu wollen, nur allzu offenkundig. Als Metropolitan muß Nikodim seine Befehle von den Kremlherren entgegennehmen, daran

besteht kein Zweifel; doch er braucht wenigstens niemand vorzutäuschen, daß er und jene dieselben Ziele verfolgen. Im amerikanischen Teil der Welt liegen die Dinge viel schlimmer. Dort akzeptieren die Kirchen freudig das Angebot des Teufels vom Himmelreich auf Erden inklusiv der sich daraus ergebenden Verpflichtung, vor ihm niederzufallen und ihn anzubeten.

Der offizielle Bericht über die Vierte Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Uppsala enthält ein Schriftstück, das betitelt ist „Auf der Suche nach neuen Lebensstilen“. Mehr als hier näherte man sich der christlichen Vorstellung von der Wiedergeburt des Menschen an keiner anderen Stelle. Freilich, anstatt „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde“ hieß es hier durchgängig: Es sei denn, jemand finde einen neuen Lebensstil. Das Schriftstück ist im übrigen eine Fundgrube nicht-sagender, üblicher Schlagworte: „. . . in einer Schöpfung, die durch wissenschaftliche und technische Erfindungen zum Neuen hingetrieben wird . . ., fällt es den verschiedenen Generationen immer schwerer, Kontakt miteinander zu finden . . . Die jungen Menschen . . . experimentieren mit neuen Lebensstilen . . . Protestmärsche, Schlager, Sit-ins, Wandzeitungen, Hippies und phantasievolle Kleidung . . . Beziehungen zwischen Mann und Frau enthalten immer eine sexuelle Komponente . . . Zu oft wird Keuschheit nur als Abstinenz oder als Beschränkung des Geschlechtsverkehrs auf die Ehe verstanden . . . Es besteht eine wesentliche Verbindung zwischen gesunder Sexualität und persönlicher Entfaltung.“

(Auch ich schätze schlagkräftige, mitreißende Verallgemeinerungen – beispielsweise eines McLuhan, wenn er sagt: „Die heutige Welt wird von Gliedern der gesellschaftlichen Mittelklasse beherrscht, hauptsächlich von weißen Europäern und Nordamerikanern . . .“ Einen Augenblick hält man inne. Die UdSSR und China beherrscht von weißen Europäern und Nordamerikanern der Mittelklasse? Ist das wirklich möglich? Auch Indien, Indonesien und all jene unabhängig gewordenen Territorien Afrikas, in denen Jomo, Hastings, Julius, Kenneth und Apollo Milton regieren? Sind sie alle „weiße Europäer oder Nordamerikaner der Mittelklasse“? – Doch zurück zu unserem Text:)

„. . . wir meinen, daß sich Christen aller Altersgruppen mit Menschen aller Überzeugungen zusammentun sollten, um Möglichkeiten des Zusammenwachsens der Generationen zu schaffen . . . Die technische Revolution, die sich über die Welt verbreitet . . . Unser Ziel ist Versöhnung. Das bedeutet, Konflikte so zu lenken, daß sie zu einem konstruktiven Ergebnis führen . . . Wir müssen uns um angemessene Lebensformen bemühen.“ Und so fort. Vermutlich sehr besänftigend und beruhigend für alle, die derartiges mögen, wohl aber kaum von der Art des Apostels Paulus. —

Auf der gut 40 Kilometer langen Fahrt von Uppsala nach Stockholm hatten die Delegierten Gelegenheit, jenen neuen Lebensstil in seinen Auswirkungen zu beobachten. Wer es mochte, konnte einige Symptome konkret überprüfen, zum Beispiel Stapel von pornographischen Schriftwerken in den Buchhandlungen oder einen u. a. den Geschlechtsakt wiedergebenden Film („I am Curious Yellow“). Zu letzterem erklärte mir ein junger Schwede, daß dieser insofern gesellschaftlich relevant sei, als die Heldin, die mit dem Rad von einer Verabredung zur anderen fährt, zuletzt auf einer Kiste mit dem Etikett „Soziales Gewissen“ sitzt. Diese Thematik (die ein Hogarth oder Gillray gewiß vollkommen zu gestalten gewußt hätten) symbolisiert — so meine ich — das Vorgehen des Ökumenischen Rates der Kirchen, wobei das kleine Etikett mit der Aufschrift „Soziale Verantwortung“ eine mitgeschleppte schwere Last persönlicher Sünden kennzeichnet. Das Ganze war und ist ein großartiges Beispiel für das, was William Blake einmal die „fürchterliche Symmetrie“ (fearful symmetry) genannt hat; fand die bisher größte Delegierten-Versammlung eines bankrotten Christentums doch in dem die Menschen bleiern belastenden „Skandinavischen Paradies“ statt, in dem diese mit traurigen und ernsten Gesichtern traurig und ernst ihren Vergnügungen nachgehen . . .

II UNTER DEM GEÖFFNETEN HIMMEL

Gibt es einen Gott?

Gibt es einen Gott?

Ich für meine Person wäre sehr glücklich, wenn ich diese Frage nachdrücklich verneinen könnte. Meiner Natur nach würde ich mich gern mit dem abfinden, was diese Welt uns anzubieten hat, und jeden Gedanken an einen göttlichen Plan oder Ratschluß sowie an eine Gottheit, die ihn ausführt, als Wunschdenken oder Wichtigtuerei der Spezies Mensch abtun. Süß sind die Düfte, Klänge und Farben der Erde; golden sind die Stunden, die menschliche Liebe uns schenkt; die Ernte des rastlosen Menschengestes entzückt uns. Mich hat nie nach einem Gott verlangt; ich habe von mir aus niemals einen Gott gefürchtet oder mich vor die Notwendigkeit gestellt gesehen, einen Gott zu erfinden. Dennoch sehe ich mich leider zu dem Schluß veranlaßt, daß Gott von sich aus n a c h m i r verlangt.

Gott ist mir auf den Fersen wie ein himmlischer Jagdhund. Sein Schatten fällt auf alle meine kleinen Picknicks, die ich im Sonnenschein veranstalte, so daß es kühl wird; er beraubt meine Speisen ihres Aromas, meine Gespräche ihres Glanzes, meine Vergnügungen der Lust. Gott versteht sich auf seine Aufgabe als Conférencier der Geschichte; er macht aus ihr eine rührselige Schnulze, mit Schmierenschauspielern, mit abgedroschenen Versen, mit verschossenen Kostümen und wertlosen Requisiten sowie mit einer Fabel, die ein Kitschautor geschrieben haben könnte. Gott sorgt für die richtige Beleuchtung — als der Funke aller Funken —, so daß die verheerenden Wirkungen des sogenannten

„Zahns der Zeit“, welche Haut, künstliche Zähne und wabbeliges Fleisch, durch das Make-up hindurchschimmern, wie versiert man das alles auch übertüncht. Das Auge Gottes läßt all die armseligen Herrlichkeiten, die wir angehäuft haben – ein bißchen Ruhm, ein bißchen Geld („O Herr M.! Sie sind wunderbar!“) –, zu Staub zerfallen. Selbst die hintersten Schlupfwinkel der Eitelkeit sind vor seinen Blicken nicht sicher, selbst der letzte geheiligte Zufluchtsort unserer Begierden nicht, die höchsten Höhen der Selbstgefälligkeit ebensowenig wie die tiefsten Höhlen, in die wir uns in unserer Verzweiflung verkriechen. Uns schaudert, wenn das göttliche Raubtier zum letzten Sprung ansetzt; wenn der Schatten länger wird und alle sterblichen Hoffnungen und Wünsche auf das Maß unendlicher Geringfügigkeit und Platitude reduziert werden.

Es gibt kein Entrinnen. Und dennoch winden und schlängeln wir uns weiter. Vielleicht, so meinen wir, hatte Friedrich Nietzsche recht, als er behauptete, Gott sei tot. Progressive Theologen mit deutschen Namen scheinen jedenfalls so zu denken, und das bekannte amerikanische Magazin „Time“ stellte eine seiner kostbaren Titelseiten diesen Gedanken zur Verfügung. Wenn Gott tot wäre und es keine Ewigkeit gäbe, – welch eine Wohltat und Erleichterung für uns alle! Dann könnten wir darangehen, die Welt auf unsere Weise zu einer glücklichen Welt zu machen – selber glücklich wie die Romanfiguren Mellors und seine Lady Chatterley im Walde; glücklich in der erfolgreichen Jagd nach dem Leben und der Freiheit, entsprechend dem neu-philadelphischen Patentrezept; glücklich im Geschmack jenes Labour-Premiers, demzufolge man auf die Reise nur ein einziges Buch mitzunehmen braucht: ein Buch – ein Glück; glücklich bei dem Gedanken an die große „Rote Apokalypse“, wenn der Staat dahingewelkt sein wird und das Proletariat auf immer regiert. Wenn Gott doch nur ein D. H. Lawrence wäre, ein Franklin D. Roosevelt, ein Harold Wilson oder ein Karl Marx!

Leider ist er – tot oder lebendig – immer noch Gott; und der Zeiger der Ewigkeit rückt weiter, auch wenn alle Uhren der Welt zu ticken aufhören. Ich pflichte Kierkegaard darin bei, daß „endlich ist, was der Mensch instinktmäßig liebt“, und daß seine Einbezogenheit in das „Unendlich“, die Gott bewirkt, in ihm „auf

äußerst schmerzliche Weise alles ertötet, worin er sein eigenes Leben erblickt . . .“, d. h. daß dieses Einbezogensein den Menschen seine Armseligkeit erkennen läßt, ihn in rastloser Unruhe hält, wohingegen die Endlichkeit ihn einlullt in den Genuß. Mit anderen Worten: Der Mensch bedarf des Schutzes vor Gott, wie Mieter vor Schikanen und Minderjährige vor harten geistigen Getränken geschützt werden müssen.

Wo ist ein solcher Schutz zu finden?

Eines der wirksamsten Verteidigungssysteme gegen das Eindringen Gottes war bislang die institutionalisierte Religion. Die verschiedenen Kirchen boten den vor Gott Fliehenden einen Zufluchtsort; die Stimme Gottes ertrank in der Liturgie, sein Duft verlor sich im Weihrauch, sein Plan wurde hinter Glaubensbekenntnissen, Dogmen, gelehrten Abhandlungen und anderen kirchlichen Auslassungen verborgen oder verschleiert. In riesigen Domen konnte man sich ebenso von Gott entfernen wie in kleinen Bethäusern oder bei schweigenden Zusammenkünften (wie etwa denen der Quäker). Gott wurde durch gregorianische Kirchenmusik ebenso in Schach gehalten wie durch die Beredsamkeit der Erweckungsprediger, durch kernige Kirchenlieder ebenso wie durch intonierte Gebete. Man konnte sich darauf verlassen, daß Gott sich auf- und davonmachte, sobald er mit jenem Sing-sang, Gestammel und Gemurmel („Geliebte Brüder, ich bitte und flehe euch an . . .“) konfrontiert wurde oder aber mit jenem ernstesten, offenen Priestergesicht, das wie die Morgensonne strahlt in all der Glorie, deren Erbe das Fleisch ist.

Leider erweist sich dieses Verteidigungssystem neuerdings als eine Maginot-Linie, die von den Horden der Glücksjäger nur allzu leicht überrannt werden kann. Manche aus dieser Schar tragen den großen Kragen der Geistlichen oder sogar einen Bischofshut und streuen aus dem Füllhorn ihres Überflusses auf dem Wege Purpurherzen, Antibabypillen und andere Bonbons aus. Sie haben so starken Zulauf, daß die trampelnden Füße der Menge dabei einen Pfad bahnen, der breit wie eine Autobahn ist, so daß Gott, wie sie meinen, ungehindert auf uns einstürmen kann.

Utopismus und die damit Hand in Hand gehende revolutionäre Inbrunst sind eine andere Form der Abwehr gegen

Gott. Der leidenschaftliche Wunsch, die Welt zu verändern und sie der Erfüllung unserer Wünsche näherzubringen, schließt automatisch Gott aus, weil dieser das Prinzip der Unveränderlichkeit verkörpert und unsere Herzenswünsche mit der ihnen eigenen Nichtigkeit konfrontiert. Man hat allen Ernstes geglaubt, daß es ein Himmelreich auf Erden geben könne mit ins Auge springenden Verbotsschildern: „Betreten für Gott verboten!“ In der Praxis haben sich die verschiedenen Versionen dieses Reiches sämtlich als Fehlschläge erwiesen; die utopischen Hoffnungen, im Blute der Stalinschen Säuberungsaktionen hinweggespült, auf die Dimensionen von Mr. Wilsons „einem“ Buch reduziert, wurden ihrer Existenzberechtigung enthoben.

Nur wenige Menschen glauben noch ernsthaft an das Kommen einer vollkommenen oder auch nur einer großen „Gemeinschaft“ der Menschen. Niemals hat im Grunde ein wenig revolutionäres Klima geherrscht als heute, wo nahezu jeder Status quo – wie fragwürdig er auch sein mag – Bestand hat; siehe Tito, Franco, Ulbricht. Wie ist das zu erklären? Nicht zuletzt durch den Tourismus, der zunehmend eine dynamischere Kraft darstellt als Revolutionen, in denen Kronen hinweggefegt und Throne gestürzt werden. Nicht die Internationale, sondern die großen Reisegesellschaften, TEE-Züge und Flugzeuge verbinden die Menschen heute miteinander. Freilich, in Afrika stehen die Regierungen immer noch auf wackeligen Beinen; aber selbst dort weht der Wind der Veränderung, wie er will. Und selbst wenn endlich der große Augenblick gekommen ist, wenn die letzten weißen Tyrannen gestürzt werden und schwarze an ihre Stelle treten, spricht daraus nur die Geschichte, nicht der Fortschritt.

Nachdem die Kirche nicht länger ein heiliger Zufluchtsort ist und der Utopismus nachgerade ausgespielt hat, bleibt den vor Gott fliehenden Menschen keine Stätte der Zuflucht mehr. Selbst wer im Genuß von Alkohol, Drogen oder Sex einen letzten Ausweg sucht, indem er seine Sinne betäubt, erlangt nur kurzfristig Trost und Abhilfe. Entweder versinken die Betroffenen auf immer spurlos in diesem Morast, oder aber, wenn sie ihm entgehen, müssen sie sich der unausweichlichen Konfrontation stellen. Es sei furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, stöhnten Cromwell und auch Kierkegaard in ihrer Verzweiflung.

Ein lebendiger Gott, zu dem man ein Verhältnis hat? Ein Wesen, das einerseits auf unbegreifliche Weise persönlicher ist als ein Partner der innigsten menschlichen Beziehung und das, wie es heißt, jedes einzelne Haar auf unseren Häuptern gezählt hat; ein Wesen, das uns andererseits so fern ist, daß wir, um überhaupt eine Beziehung zu ihm herzustellen, sterben, d. h. unser eigenes Fleisch grausam ertöten und unser Ich zerschmettern müssen — wie eine giftige Kobra, die mit plötzlich erhobenem Haupt und gespaltener Zunge auf uns zuschießt, um uns den tödlichen Biß zu versetzen. Wenn ich sage „ein Wesen“, dann denkt man dabei leider an eine Person, an eine Art Geist aus der Flasche, weshalb dieser Ausdruck eigentlich völlig unangemessen ist. Es gibt indessen keine zureichende Bezeichnung für das Absolute wie Leben und Tod, Gut und Böse; nur für Trivialbegriffe wie Politik, Volkswirtschaft und Naturwissenschaft gibt es solche. Man kommt daher immer wieder auf das bedeutungslos erscheinende einsilbige Wort „Gott“ zurück, so wie die Hindu-Asketen bei ihren geistlichen Übungen endlos den ebenso schwer zu interpretierenden Einsilber „Om“ wiederholen.

Mit Sicherheit läßt sich sagen, daß sich uns, sobald die erwähnte Konfrontation stattgefunden hat, sobald der Felsengipfel erklommen und die endlose Wüste durchquert ist, ein unvorstellbar freudvoller Ausblick eröffnet, der so gewaltig, so strahlend und so bezaubernd ist, daß dagegen die Verzückungen der menschlichen Liebe und die Befriedigungen über menschliche Leistungen bis zur völligen Bedeutungslosigkeit verblassen. Aus der taktischen Verzweiflung erwächst ein überwältigendes strategisches Glück. Eingehüllt in dieses Glück wird man gewahr, daß letztlich jede Erscheinung des Universums — vom winzigsten Sandkorn bis hin zu den Lichtjahren, nach denen seine unmeßbaren Dimensionen gemessen werden, vom unbedeutendsten lebenden Einzeller bis hin zum komplizierten menschlichen Organismus — mit der anderen verwandt ist, daß alle zusammen Ehrfurcht und Achtung verdienen; daß alle (wie Leuchtkäfer) von innen her leuchten und zugleich (wie der Staub vom Sonnenstrahl) von einem alles umschließenden Glanz erfaßt werden.

Unter diesem Gefühl der Übereinstimmung und der Harmonie, das folgerichtig zur Erlösung von der Last des Ichs führt, ver-

stehe ich Gott – als etwas, was unzweifelhaft existiert, was nicht nur nicht verstorben ist, sondern auch nicht sterben kann. Das haben in der Vergangenheit alle bezeugt, die ich ganz besonders verehere – außer Christus und Paulus, Augustinus und Franz von Assisi: Pascal, Bunyan, Blake, Tolstoi und Dostojewski. Ihren Zeugenaussagen füge ich in aller Bescheidenheit die meinige hinzu – eine freilich unschlüssige, unbeständige und unartikulierte Aussage.

Die Kreuzigung

Eines läßt sich mit Sicherheit über die Kreuzigung Jesu Christi aussagen: es handelt sich dabei um den b e r ü h m t e s t e n Tod der Geschichte. Kein anderer Tod hat auch nur ein Hundertstel des Interesses hervorgerufen; an keinen Tod erinnert man sich auch nur annähernd so intensiv und mit solcher Anteilnahme wie an den Tod Jesu Christi.

Praktisch alle europäischen Künstler – bedeutende und weniger bedeutende – haben eine Darstellung dieses Vorganges geplant oder ausgeführt, von den frühen Italienern über die Zeitgenossen von Francis Bacon bis zu den Modernen. Ebenso haben die meisten Schriftsteller in ihren Arbeiten von dieser Szene und den damit verknüpften Bildern Gebrauch gemacht, selbst wenn es nur zum Spott oder zum Zweck der Gotteslästerung geschah. Die Filmmacher der Neuen Welle sowie die Impresarios aus Hollywood wenden sich auf der Suche nach bombensicheren Kassenerfolgen diesem Thema zu. Als ich kürzlich mit dem bekannten surrealistischen Maler Graham Sutherland durch jene Berge streifte, von denen aus man auf das Mittelmeer hinausblicken kann, stellte ich fest, daß er ständig Ausschau hielt nach Dornen, als handele es sich um kostbare Juwelen – was in der Tat für ihn ja auch zutrifft, seitdem er so eindrucksvoll die Krone auf dem blutigen Haupt Christi gemalt hat.

Das Kreuz, Symbol dieser schrecklichen Hinrichtung, ist so ziemlich überall hingetragen worden, in und außerhalb der Christenheit; kein Ort dieser Welt ist so entlegen oder unzugänglich, als daß man dort nicht ein Kreuz fände. Was Europa betrifft, so kann man in Ländern wie Italien und Frankreich kaum einige hundert Meter weit gehen, ohne in irgendeiner Form mit der Kreuzigung Jesu konfrontiert zu werden. Seit dem Geschehen auf Golgatha sind Millionen von Kreuzen hergestellt worden, von hervorragend gestalteten bis hin zu völlig wertlosen, nichtssagenden Massenartikeln, von überwältigenden Kalvarienbergen mit Kreuzigungsgruppen und Leidensstationen bis hin zu winzigen, edelsteinbesetzten Kruzifixen, die man am Hals oder über dem Herzen trägt. Sie alle haben dieselben charakteristischen Merk-

male: Sie zeigen einen Menschen, der einen extrem grausamen Tod erleidet, mit hängendem Kopf und mit Füßen und Händen, die in widerlicher Weise an ein hölzernes Kreuz genagelt sind. Theoretisch müßte ein derartiges Symbol deprimierend wirken. Stellt es doch dar, wie das Gute und die fleischgewordene Güte der Falschheit und den Mächtigen unterliegen; als ein schwaches, zerbrochenes Opfer jener Art menschlicher Grausamkeit, an die wir uns – vielleicht mehr als die meisten Generationen vor uns – haben gewöhnen müssen. In Wirklichkeit aber hat dieses Symbol einige der strahlendsten Gestalten der Geschichte inspiriert, wie zum Beispiel den heiligen Franz von Assisi; es hat die Städte Italiens in der Zeit der Renaissance mit einem verschwenderischen Reichtum an Kunstschätzen ausgestattet, denen von Christen und Nichtchristen gleichermaßen Bewunderung gezollt wird; und es hat kühne Denker und Forscher angeregt, dazu beizutragen, daß der Mensch mit Riesenschritten dem Verständnis, der Erkenntnis und der Beherrschung der materiellen Gegebenheiten seiner Welt nähergerückt ist.

Wie unwahrscheinlich wäre den Menschen damals dergleichen vorgekommen! Wer in dem bunten Gemisch der Zuschauer jenes düsteren Geschehens hätte sich vorstellen können, daß dort vor ihren Augen eine neue Kultur geboren wurde, die zweitausend Jahre lang Bestand haben und so lange und so hell strahlen sollte? Nicht einmal die Apostel hätten daran gedacht; sie sahen vielmehr der apokalyptischen Wiederkunft Jesu Christi entgegen und damit dem Ende der Welt, nicht dem Beginn der Epoche des Christentums. Nur Paulus, der erst nach dem Kreuzestod Jesu aus einem Verfolger der Christen zu einem der leidenschaftlichsten und bedeutendsten Anhänger Jesu Christi wurde, hat dies vielleicht ganz vage gespürt. Ich nähre die geheime Hoffnung, daß eine Art zweiter Kreuzigung stattfinden und zu gegebener Zeit jene Finsternis erhellen wird, die im Augenblick so unheimlich schnell über uns hereinbricht, während unsere Zivilisation sich in einem allgemeinen Hedonismus (Lustwahn) auflöst, wobei nicht nur ein Nero, sondern ganze Scharen verrückter Neros LSD und dgl. lutschen und genießerisch Protestsongs plärren. (Wenn so etwas tatsächlich einträte, wüßten wir aller-

dings nichts davon, denn weder im Fernsehen noch durch die Zeitungen würden wir etwas darüber erfahren.)

Gläubige und orthodoxe Christen verlassen sich wegen der Göttlichkeit jenes Menschen, der damals gekreuzigt wurde, natürlich auf die Dauerwirkung des Appells, die von dieser Kreuzigung über die Jahrhunderte hinweg ausgehe. Gott, sagen sie, wurde von unerlösten Menschen getötet und ist von den Toten auferstanden; wie ein so einmaliges und entscheidendes Ereignis zu allen Zeiten von den Menschen beachtet worden ist, wird es selbstverständlich auch in Zukunft beachtet werden. Ich für mein Teil muß bekennen – und ich vermute, daß das auch für die große Mehrheit der heutigen Erben der christlichen Überlieferung gilt –, daß derartige Gedankengänge für mich weitgehend bedeutungslos sind. Nur unter größten Schwierigkeiten und nur äußerst vage vermag ich mir eine Gottheit vorzustellen, in deren liebenden Ratschluß ich ebenso wie die ganze Schöpfung unlösbar mit einbezogen bin. In Augenblicken der Erleuchtung kann ich mir vielleicht vorstellen, daß ich in Kontakt zu einer derartigen Gottheit stehe und mich in unaussprechlicher Glückseligkeit in ihren Willen ergebe; die Vorstellung jedoch, diese Gottheit habe in irgendeinem ungewöhnlichen Sinne einen „Sohn“, und dieser Sohn sei von einer Jungfrau geboren, habe dann etwa dreißig Jahre auf Erden als Mensch gelebt, sei schließlich gewaltsam gestorben und von den Toten auferstanden, liegt – zumindest was meine Person betrifft – außerhalb des Bereichs der Glaubwürdigkeit.

Ich gebe zu, daß wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts durchaus imstande sind, Dinge zu akzeptieren, die eigentlich ebenso unwahrscheinlich sind wie die Menschwerdung Christi. Gegenüber jedem wissenschaftlichen Neutöner legen wir eine Leichtgläubigkeit an den Tag, die den Neid afrikanischer Medizinmänner erregen muß. Während wir den Schöpfungsbericht im ersten Buch Mose mit Verachtung abtun, sind wir gern bereit, dem leeren Geschwätz gewisser moderner „Kosmologen“ über die Entstehung der Materie beizupflichten, vorausgesetzt, daß es uns in entsprechenden Fachausdrücken und gestützt auf sogenannte „Fakten“ aufgetischt wird, wie fragwürdig diese auch sein mögen.

Vermutlich hat jede Epoche ihre besonderen Hirngespinnste. Unser Traumideal heißt Naturwissenschaft. Pascal, der im siebzehnten Jahrhundert lebte, der selbst Mathematiker und ein genialer Gelehrter war, empfand es als ausgesprochen lächerlich, anzunehmen, rationale Gedankengänge und Festlegungen könnten zu endgültigen Schlußfolgerungen über das Leben führen; dagegen erkannte er die Autorität der Heiligen Schrift ohne weiteres an. Uns ergeht es umgekehrt.

Was also bedeutet der Kreuzestod Jesu in einer Epoche wie der unseren? Ich sehe darin in erster Linie eine sublimen *Verspottung* aller irdischen Autorität und Gewalt. Die Dornenkrone, der Purpurmantel, der ironisch gemeinte Titel „König der Juden“ sollten ursprünglich dazu dienen, den Anspruch Jesu Christi, er sei der Messias, der Lächerlichkeit preiszugeben und zu parodieren; in Wirklichkeit gab man damit eher alle Kronen, alle Purpurmäntel und alle Alleinherrscher, die es je gegeben hat, der Lächerlichkeit und Verachtung preis. Es war ein übler Scherz und – eine Fehlzündung dazu. Mir scheint, niemand, der voll erfaßt hat, was es mit dem Kreuzestod Jesu auf sich hat, kann je wieder irgendein Instrument weltlicher Macht ganz ernstnehmen, wie ehrwürdig, strahlend oder scheinbar furchtbar es sich auch präsentieren mag.

Als der Versucher in der Wüste an Jesus herantrat, wies Jesus das Angebot des Teufels zurück, ihm Macht zu geben über die Reiche dieser Welt (eine Weigerung, die alle jene Menschen ungeheuer irritieren muß, die da glauben, irgendein Entschluß oder „guter Wille“ genüge bereits, um das Himmelreich auf Erden zu verwirklichen). Der Kreuzestod machte deutlich, weshalb Jesus sich so entschieden hatte: weil es sich bei dem Angebot des Teufels um ein schwindlerisches Angebot handelte. Der Teufel hat keine Reiche zu verschenken – nur Pseudo- oder imaginäre Reiche, an deren Spitze Marktschreier stehen, die sich als Kaiser, Könige, Regierungen o. dgl. verkleiden.

Schau unter die Krone, dann siehst du die Dornen; zieh das Purpurgewand zur Seite, dann gewahrst du die Nacktheit darunter; prüfe die hochtrabenden Titel genauer, dann erkennst du, daß sie nicht substantieller sind als der respektlose Titel „König der

Juden“ über dem Kreuz. Zur Zeit Jesu Christi behaupteten die römischen Herrscher, göttlich zu sein, und veranlaßten ihre Untertanen, ihnen göttliche Ehren zu erweisen. Er, ein Mensch, entlarvte die Hohlheit dieses Anspruchs, indem er starb und dadurch in den Augen der auf ihn folgenden Generationen zu jenem Gott wurde, dem die Menschen noch lange, nachdem das römische Weltreich längst aufgehört hatte zu existieren, göttliche Ehren erwiesen.

So gesehen, stellt der Kreuzestod Jesu das genaue Gegenteil zu dem zweitberühmtesten Tode in unserem Kulturkreise dar — das Gegenbild nämlich zum Tode des Sokrates. Sokrates nahm den Schierlingsbecher und starb in der Überzeugung, damit dem Staat zu dienen und ihn mittelbar zu erhöhen; Christus dagegen starb am Kreuz als ein Hohn auf alle Staaten, — handle es sich nun um den römischen, um den jüdischen oder um einen beliebigen anderen Staat.

Der Tod des Sokrates bildet den Ausgangspunkt für alle Pläne zur kollektiven Verbesserung des Zusammenlebens der Menschen; ob hinsichtlich einer Nation, eines Regimes, eines Führers, einer Ideologie, eines bestimmten Gesellschaftssystems oder in Gestalt der Kirche, spielt dabei keine Rolle. Der Tod am Kreuz ist der Ausgangspunkt für die Vorstellung von der Errettung des einzelnen, von der Erlösung einzelner Seelen, die durch das Dasein wandern wie Bunyans Pilger, alle gleich in ihrer Aufnahmewürdigkeit als Kinder Gottes. Insofern ist Christus für alle in gleicher Weise gestorben, und insofern halten sich alle Menschen in der Hoffnung über Wasser, daß sie durch seinen Tod von den Unvollkommenheiten und Unzulänglichkeiten ihrer menschlichen Existenz erlöst werden.

Oft frage ich mich, womit sich das Ereignis auf Golgatha eigentlich vergleichen läßt. Die Augenzeugen hielten es keineswegs für so bedeutsam, wie die nachträgliche Beachtung, die dieses Ereignis in so reichem Maße gefunden hat, zu besagen scheint; auf die Geschichte jener Zeit hat der Kreuzestod Jesu überhaupt nicht eingewirkt. Um das zu verstehen, denke man an einen in administrativer Hinsicht vergleichbaren Vorfall in einem der entlegeneren Gebiete des ehemaligen großräumigen British

Empire — zum Beispiel an jene Hinrichtung in Burma, bei der der Romancier George Orwell als junger Polizeioffizier zugegen war. (Er hat sie später sehr mitfühlend und einfühlsam geschildert.)

Ich kann mich noch gut an die wohlwollend-geringschätzig Haltung erinnern, die das britische Militär in Indien zur Zeit der britischen Herrschaft gegenüber dem religiösen Fanatismus der Hindus und der Moslems an den Tag legte. Ganz ähnlich verhielten sich vermutlich die römischen Soldaten in Palästina gegenüber dem religiösen Fanatismus der Juden. Ich bezweifle, daß Jesus Christus überhaupt einen besonderen Eindruck auf sie gemacht hat; in ihren Augen war er lediglich irgendein Nicht-römer, der gekreuzigt werden sollte. Man kann sich die Unterhaltung in der Unteroffiziersmesse an jenem Abend vorstellen, bei der ein alter Praktikus einem etwas zimperlichen Neuling, der soeben erst aus Rom eingetroffen war, klarmacht, daß man den Juden bestimmt und abweisend entgegentreten müsse; wenn man ihnen auch nur den kleinen Finger reiche, würden sie gleich die ganze Hand ergreifen. Genau so hörte ich es Wort für Wort vor vierzig Jahren in den Clubs im Landesinnern von Indien.

Aus irgendeinem Grunde stehen vor meinem geistigen Auge stets Vertreter römischer Truppen, wenn ich an Golgatha denke. Ihre kleine Gruppe hebt sich vor dem Horizont als Ring um das Kreuz ab; sie tragen alle einen Brustpanzer und die Toga. Es sind nicht besonders hochwertige Truppen dort an jenem unbeliebten Standort. Nonchalant schauen sie zu; sie sollen sich nicht einmischen, jedoch Gewähr leisten, daß etwa auftretende Schwierigkeiten kein größeres Ausmaß annehmen. Ein Unteroffizier trägt die Verantwortung. Offiziere sind nicht zugegen, sie gehen ihren Vergnügungen nach; vielleicht geben ihre Exzellenzen, Pilatus und seine Gemahlin, gerade ein Gartenfest zur Feier des Kaiser-Geburtstages.

Was die einheimischen Zuschauer angeht — sie werden in dem offiziellen Bericht erwähnt, den Pilatus am nächsten Tage erhält, aber kaum eines Blickes würdigt —, so setzen diese sich aus ein paar scharfäugigen, bärtigen Rabbinen zusammen, die sich vergewissern wollen, ob alles nach Plan verläuft; weiter aus den bei derartigen Vorkommnissen stets zu beobachtenden Schau-

lustigen, die sich von Hinrichtungen ebenso angezogen fühlen wie von Straßenunfällen oder von irgendwelchen Gewalttaten; aus einigen Jüngern einschließlich Petrus — der Ärmste, er ist immer noch zerknirscht, weil er Christus am Tage zuvor verleugnet hat (wem ist es leider nicht schon ähnlich ergangen?) —; aus Maria sowie ein oder zwei anderen Frauen und vielleicht aus einem Vertreter der geheimen Widerstandsbewegung (für den Fall, daß sich irgend etwas Besonderes tun werde — freilich ohne große diesbezügliche Hoffnung).

Die Äußerung Jesu, daß man dem Kaiser geben solle, was des Kaisers sei, schloß effektiv jede Hoffnung darauf aus, daß er sich für die Befreiung der Juden von der römischen Knechtschaft einsetzen würde. Wie sich seither herausgestellt hat, sollte Palästina im Verlauf seiner ziemlich tragischen Geschichte noch häufig befreit werden — doch niemals durch ihn.

Hier handelte es sich um einen jener Vorgänge — ein Mensch erleidet öffentlich den Tod —, die in den Zuschauern eine unmittelbare innere Erregung erzeugen, auch wenn sie sich, wie damals, der Natur und Größe des gewaltigen Dramas, das sich da vor ihren Augen abspielt, gar nicht bewußt sind. Nur recht vage warteten sie darauf, daß etwas Ungewöhnliches einträte, was ja dann auch tatsächlich der Fall war: Der Mensch am Kreuz verschied nicht mit einer trotzigem Geste der Herausforderung, wie sie zu dem vermeintlichen König der Juden gepaßt hätte, sondern mit einem Schrei der Verzweiflung auf den Lippen. Diesem Schrei verdankt das Christentum seine Entstehung. Hinfert werden die Menschen nicht dem Sieg, sondern der Niederlage Verehrung zollen, dem Versagen, nicht dem Erfolg, der Ergebung, nicht dem Trotz, der Entbehrung, nicht der Satttheit, der Schwachheit, nicht der Stärke. Wir müssen unser Leben verlieren, um es zu erhalten; wir müssen sterben, um zu leben.

Verständlicherweise sind die sich als solche bekennenden Christen und christlichen Institutionen und Gemeinschaften keineswegs dem Kreuz und dem, was es beinhaltet, treu geblieben; das gilt ganz besonders für die Gegenwart. Der dem Namen nach „christliche Teil der Welt“ betet in erster Linie die steigenden Wachstumsraten des Bruttosozialproduktes an (so heißt unser Goldenes Kalb) und jagt dem Glück in Gestalt sinnlicher Freuden nach.

Jedoch — das Kreuz ist immer noch da und fordert uns unmißverständlich auf, die Welt und alle Dinge dieser Welt anzuklagen.

Der Kreuzestod Jesu konnte nicht ohne Folgen bleiben, das ist mir völlig klar. Der Mensch, der da am Kreuz seinen Geist aufgegeben hatte, mußte als lebendiger Gott von den Toten auferstehen; ebenso zwangsläufig, wie auf die Nacht der Tag folgt, folgte dem Kreuzestod die Auferstehung. Daran kann es tatsächlich keine Zweifel geben. Gleichwohl, wie komme ich, ein Nihilist des zwanzigsten Jahrhunderts, dem an nichts so sehr gelegen ist wie an einem Leben ohne Gott (sei dieser nun tot oder lebendig), dazu, mir Gedanken über dieses Kreuz zu machen und damit über einen Menschen, der vor zweitausend Jahren daran gestorben ist? Ob sich alles genau so zugetragen hat, wie es in den Evangelienberichten geschildert wird und wie es von den kirchlichen Apologeten in endlosen Wiederholungen verteidigt wird, steht dabei auf einem anderen Blatt. Aber — kommt es darauf überhaupt an?

Ich meinerseits würde beispielsweise hier nicht entscheiden wollen, ob jemand als Ketzer abzutun sei, bloß weil er einer Legende wie der folgenden zuneigt: Einem Grabfledderer, wie er auf Golgatha herumzulungern pflegte, um dort etwa noch brauchbare Gegenstände aufzulesen, war zu Ohren gekommen, daß der König der Juden hingerichtet werden sollte. Gut! denkt er in seiner Beschränktheit, dabei müßte eigentlich auch für mich etwas abfallen! Er wartet also, bis die Angelegenheit erledigt ist, bekommt dann heraus, wohin der Gekreuzigte gebracht worden ist, wuchtet den Stein beiseite und macht sich, nachdem er sich vergewissert hat, von niemand beobachtet worden zu sein, mit dem Leichnam davon.

Welch eine Enttäuschung für ihn! — Dieser „König der Juden“ trägt keine Krone, keine Juwelen, keinen Reichsapfel, kein Zeppter, keinen Ring; er ist nichts als ein wertloser, geschundener, zerstocheener nackter Körper. Voller Verachtung überläßt der Mann die Leiche den Geiern, die ihn bald bis auf die Knochen abnagen — jene ach so kostbaren Knochen, die in der Sonne bleichen . . .

Geburt und Beginn

Irgendwo in der Nähe des heutigen Bethlehem wurde Jesus geboren — nach allgemeiner Auffassung in jeder Hinsicht das folgenschwerste Ereignis in der Geschichte des Abendlandes, und nicht nur in dieser.

Für die Darstellung und Kommentierung dieses Ereignisses sind buchstäblich Billionen von Wörtern verwendet worden, viele tausend Quadratmeter Leinwand, Berge von Stein und Marmor, ganz zu schweigen von den kilometerlangen Filmstreifen in neuerer Zeit. Bleibt also überhaupt noch etwas zu sagen? Das frage ich mich ziemlich verzagt und komme dennoch zu dem Schluß, daß nicht meinet-, wohl aber seinetwegen immer noch etwas darüber zu sagen ist. Dieser Mensch und seine Geschichte sind unerschöpflich und haben nicht aufgehört, Denken und Einbildungskraft frommer und unfrommer, gläubiger und ungläubiger Menschen zu fesseln; und ich schließe mich dabei nicht aus. Maria, die Mutter Jesu, empfing ihren Sohn vorehelich, glaubte jedoch der inneren Stimme oder dem Engel, der ihr sagte, daß ihre Schwangerschaft gottgewollt sei; Joseph, ein armer Zimmermann aus Nazareth, der sie dann heiratete, begriff ebenfalls, daß das Kind, das ihr geboren werden sollte, zu etwas Besonderem ausersehen war. Die Söhne aller Mütter sind Kinder Gottes; Maria jedoch wußte, daß ihr Sohn in einer einmaligen Beziehung zu Gott stehen und eine einmalige Rolle im Leben der Menschen spielen sollte. Sie gab ihrer Freude über diese Gewißheit in dem großartigsten Lobgesang Ausdruck, der je zu Ehren der Mutterschaft angestimmt wurde; und es war dies um so wunderbarer, als in ihrem besonderen Fall die Umstände der Niederkunft außerordentlich ungünstig und mehr als bescheiden waren. „Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes; denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen. Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinder. Denn er hat große Dinge an mir getan, der da mäch-

tig ist und des Name heilig ist.“ Diesem Paar wurde Jesus Christus geboren, der unter innerer Verzückerung, aber auch – wie wir alle – unter physischen Schmerzen seiner Mutter zur Welt kam. (In einem Vers von William Blake heißt es: „Meine Mutter stöhnte, mein Vater weinte, als ich das Licht der gefährvollen Welt erblickte.“)

Die Geburtstätte: ein Stall oder Schuppen, vielleicht auch eine Höhle, weil keine passendere Unterkunft zu finden gewesen war oder weil eine solche die dürftigen Mittel Josephs und Marias überstiegen hätte. Unterhalb der Geburtskirche in Bethlehem zeigt ein silberner Stern die Stelle an, an der Christus angeblich geboren wurde; eine Steinplatte daneben gilt als die Krippe, in der er gelegen haben soll. Das Heilige Land ist übersät von derartigen „Heiligtümern“, in deren Besitz sich die verschiedenen Konfessionen und religiösen Gruppen teilen, ähnlich wie in den Zeiten der Kolonialherrschaft die Europäer die afrikanischen Kolonien unter sich aufgeteilt hatten; beteiligt sind hieran u. a. die griechisch-orthodoxe, die armenische, die koptische und die römisch-katholische Kirche. Oftmals haben diese heiligen Stätten Anlaß zu Haß und Groll zwischen ihnen gegeben. Die meisten von ihnen sind zweifellos unecht, manche von zweifelhaftem Geschmack, und keine von ihnen sagt mir persönlich zu. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß die Gesichter der Besucher, die teils aus bloßer Neugier, teils aus echter Frömmigkeit kommen und gehen, fast alle ein wenig aufleuchten, wenn sie eine solche Stätte betreten; selbst an seinem angeblichen Geburtsort spürt man etwas von der lebendigen Gegenwart Jesu Christi.

Ganz entscheidend scheint mir zu sein, daß Jesus in Armut und Niedrigkeit geboren wurde. Der Sohn Gottes kam nicht als Fürst in diese Welt, sondern als ein armer Mensch. Den legendären Schauplatz seiner Geburt mit kostbaren Wandverkleidungen, mit Gemälden, glitzernden Lampen und anderen Verzierungen auszuschnücken, heißt jeden wohlbegründeten symbolischen Wert, den er sonst womöglich besäße, zerstören. Wirklich – wir Menschen haben ein sagenhaftes Talent, unsere Einbildungskraft den Klauen der Wahrheit zu entreißen!

Ich finde es geradezu erstaunlich, daß die christliche Religion, die – weltlich gesehen – unter denkbar ungünstigen Auspizien ihren

ausgefochten habe, meinerseits nichts mit der herkömmlichen puritanischen Geisteshaltung zu tun hat. Ich halte nichts von der Enthaltbarkeit um der Enthaltbarkeit willen und spüre keinerlei Verlangen danach, Ihr Leben und Dasein in seiner Erfüllung zu beeinträchtigen. Wohl aber muß ich Ihnen sagen: Was es auch mit dem Leben auf sich oder nicht auf sich haben mag, es läßt sich nicht im Sinne einer B e t ä u b u n g durch Drogen oder zufällige geschlechtliche Beziehungen klären und bewältigen. Wie weit wir auch ins Unbekannte vorstoßen mögen, ich versichere Ihnen, auf den Plastikflügeln des „Playboy“-Magazins oder psychedelischer Traumgebilde wird es nicht geschehen.

C h r i s t u s o d e r n i c h t s

Kürzlich habe ich mich im Auftrage der BBC, wie Sie vielleicht gehört haben, mit der Herstellung einiger Filme über das Neue Testament befaßt. Zu meinen Aufgaben gehörte u. a. auch, daß ich jenen Berg aufsuchte, den wir als den Berg der S e l i g p r e i s u n g e n kennen und der diesem Anspruch, im Gegensatz zu den meisten sogenannten „heiligen Stätten“, wahrscheinlich auch gerecht wird; dort wurde vor etwa zweitausend Jahren die bedeutendste aller Predigten gehalten. Es war ein merkwürdiges Gefühl, da oben zu stehen, auf den See Genezareth hinabzublicken und dabei zu versuchen, das ganze Geschehen zu rekonstruieren: den unbekanntem Lehrer und die kleine, schwer klassifizierbare Schar größtenteils ungebildeter Menschen, die sich um ihn versammelt hatte. Die Anfänge der christlichen Religion – das sollten wir nie vergessen – gehen nicht auf kluge, akademisch gebildete Menschen, nicht auf reiche, mächtige, berühmte, nicht auf aufregend schöne oder faszinierende Menschen zurück, nicht auf bekannte Fernsehgrößen oder Leitartikler, sondern vielmehr auf ganz einfache, ja unwissende Menschen. Dessen wurde ich mir dort oben ganz stark bewußt.

Und dann jene Worte! Jene unvergleichlichen Worte, die viele Jahrhunderte lang widerhallten und nachgesprochen wurden in der ganzen Welt, die selbst jetzt noch nicht ganz verlorengegangen sind! Daß die Sanftmütigen, nicht die Anmaßenden, das

Erdreich besitzen werden; daß wir unsere Feinde lieben und Gutes denen tun sollen, die uns hassen; daß die Armen selig sind, nicht die Reichen, und so fort — Worte, die uns allen zu schaffen machen, auch wenn wir sie ignorieren; die erhabensten Worte, die je gesprochen wurden.

Eine Seligpreisung, die mich aus irgendeinem Grunde nie zuvor beeindruckt hatte, blieb diesmal ganz besonders bei mir haften, und zwar bis auf den heutigen Tag: „Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.“ Vielleicht darf ich Ihnen diese Seligpreisung im Zusammenhang mit unserer derzeitigen Kontroverse und Mißstimmung ganz besonders ans Herz legen, damit wir erkennen, daß es kein höheres Streben als das der Menschen nach Gott gibt, wie dies die größten Geister aller Zeiten erkannt haben. Gottes Wege begreifen lernen, seinem Geheimnis in allen Dingen auf die Spur kommen — das ist oder sollte zumindest das eigentliche Anliegen von Universitäten wie dieser sein, das eigentliche Anliegen ihrer Studenten und Mitarbeiter. Vergessen wir nicht, daß dieser Suche nicht durch große und gute Taten Erfolg beschieden sein wird, nicht einmal durch erhabene und erleuchtete Gedanken und ganz gewiß nicht durch noch so große Sensationen oder noch so glänzende Erfolge. Die Worte Jesu besagen ganz eindeutig: „Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.“

Um die makabre Komödie, das unwürdige Schauspiel der menschlichen Verwirrung und Unzulänglichkeit, von dem ich gesprochen habe, zu vervollständigen, werden geradezu idiotische Stimmen laut, die uns ein Neues Jerusalem gleich um die Ecke prophezeien. Ich finde, man unterschätzt immer wieder die Ausdauer der menschlichen Torheit. Als der arme alte H. G. Wells den letzten Atemzug getan hatte, nachdem er in seiner Schrift „Der Geist am Ende seiner Möglichkeiten“ endgültig alles verworfen hatte, was er jemals gesagt oder gedacht hatte, hoffte ich zuversichtlich, daß ich zu meinen Lebzeiten wohl niemals mehr von Menschen hören würde, die „wie Götter“ seien. Wie sehr hatte ich mich geirrt! Ein Vierteljahrhundert später sollte der Leiter des King's College in Cambridge letzteren Gedanken noch maßloser auf den Gipfel der Phantasie treiben. Zweifellos

wird, wenn ich schon längst nicht mehr bin, jemand in einer so unverwüstlichen Sendung wie „Any Questions?“ (Irgendwelche Fragen?) verkünden, daß etwas mehr Abtreibung sowie ein weiteres Schuljahr beschlossen seien und daß die Antibabypille nunmehr mit der kostenlosen Morgenmilch zusammen verabfolgt werde, und dann – wird alles in Ordnung sein.

Was sollen wir mit der verrückten Geschichte von der Schweineherde, die sich den Abhang hinabstürzte, anfangen? Ich bin noch nie einem Menschen begegnet, den Geld, irdische Erfolge oder sinnliche Genüsse – ganz zu schweigen von der Betäubung, die man sich mittels Drogen oder Alkohol verschafft – glücklich gemacht hätten; dennoch jagen wir alle in der einen oder anderen Form diesen Zielen nach. Die Werbefachleute wissen das, und sie bieten sie uns in Form von Freizeit-Utensilien, Farbfernsehern, Stereoanlagen usw. laufend an und finden viele gläubige Abnehmer.

Ähnliches bieten uns auch die Politiker an, wobei sie sich oftmals auf ein unbeschreiblich willfähiges Gefolge von Akademikern und Klerikern stützen. Unterschwellig wissen wir genau, daß das alles in zunehmendem Maße hohl ist und hohler wird und keineswegs überzeugt: das Gerede von der großen Völkergemeinschaft, vom Mündigwerden der Menschheit, vom Menschen, der wie Gott ist – all diese scheinheiligen Utopien auf der **F l u c h t** **v o r** **G o t t**.

Dahin gehören auch die schieren Absurditäten der Burroughs und Becketts, die auf unseren Gräbern tanzenden Beatles sowie Allan Ginsberg mit seinem Handharmonium und jener ergötzliche alte Hindu-Mitmensch, der Maharishi, der seinen Segen dazwischenschleudert. Den kommunistischen Utopismus verdanken wir Josef W. Stalin, die Jagd nach dem Glück amerikanischen Stils Richard Nixon und den britischen Wohlfahrtsstaat Harold Wilson; wenn das nicht alle drei entlarvt, vermag nichts es. Was die wissenschaftlichen Utopien angeht, die sich drohend vor uns auftun, so haben wir auch davon einen Begriff bekommen: durch die Brutkammern und Tierfabriken und neuerdings noch durch die Organverpflanzungen, bei denen noch warmen Körpern Organe entnommen werden, mit denen andere zusammengeflickt werden – und so fort ad infinitum.

Lassen Sie mich auf den Ausgangspunkt zurückkommen: auf jenen anderen König, auf J e s u s, und auf die christliche Vorstellung, daß alle menschlichen Bemühungen, den einzelnen oder die Gesamtheit der Menschen im irdischen Sinne glücklich zu machen, dazu verurteilt sind fehlzuschlagen. Der Mensch muß tatsächlich, wie Christus sagte, wiedergeboren werden, um ein neuer Mensch zu werden; sonst ist er nichts. Das ist zumindest der Schluß, den i c h gezogen habe, nachdem es mir nicht gelungen ist, aufgrund meiner Erfahrungen in der Vergangenheit sowie angesichts unseres Gegenwartsdilemmas und unserer Zukunftserwartungen einen anderen Alternativvorschlag zu finden. Für mich persönlich heißt die A l t e r n a t i v e : Christus oder aber nichts.

Als eine Art komischen Trostes — Sie wissen, daß ich als ehemaliger Herausgeber der humorig-satirischen Zeitschrift „Punch“ nicht umhinkann, selbst in der schauerlichsten Situation nach etwas Komischem Ausschau zu halten — möchte ich ergänzend noch erwähnen, daß das, was ich soeben gesagt habe, für die meisten Menschen, die dem gegenwärtigen kirchlichen Establishment angehören, weitaus abstoßender ist als jedes Bekenntnis zum Unglauben oder zum Skeptizismus.

In zunehmendem Maße wird mir klar, daß unsere menschlichen Gegebenheiten eine Fessel sind und eine dunkle Zelle. Irdische Hoffnungen und Wünsche sind unsere Ketten; unser Ich ist das Verlies, in dessen Finsternis und Enge wir eingesperrt sind. Christus hat gelehrt, daß wir diesem entfliehen können, indem wir die Ketten unserer Wünsche abstreifen und die dunkle Zelle mit einem Fenster versehen, durch das wir einen freudvollen Ausblick erhalten auf die Gefilde der Ewigkeit und den Glanz der allumfassenden L i e b e G o t t e s. Keine Lebensanschauung (darüber bin ich mir durchaus im klaren) könnte der heute vor allem von den Massenmedien propagierten Auffassung, daß der Mensch vom Brot allein leben kann — je mehr davon er besitze, desto besser sei es —, so diametral entgegengesetzt sein wie die, die zu predigen Jesus in die Welt gekommen ist. Nichtsdestoweniger bin ich, mehr noch als von meiner eigenen Existenz, davon überzeugt, daß die Lebensweise, die zu lehren Christus in die Welt gekommen und die zu rechtfertigen er gestorben ist, so wahr und gültig bleibt wie eh und je; ebenso davon, daß alle,

die sich darum bemühen — ob jung oder alt, gesund oder krank, klug oder töricht, mit oder ohne akademischen Grad —, aus **ihr** leben können, weil ihnen hier, wie nirgendwo sonst inmitten des Durcheinanders unserer gequälten Welt, in allen Lebenslagen und jederzeit Erleuchtung und heitere Gelassenheit angeboten werden. Auch wenn unsere Zivilisation — was keineswegs ausgeschlossen ist — in Kürze, wie andere Kulturen vor ihr, vergehen sollte und mit ihr das institutionalisierte Christentum —: Das Licht, das Christus verbreitet, wird allen, die der Finsternis zu entgehen versuchen, auch weiterhin ebenso hell scheinen wie eh und je; die Wahrheiten, die er ausgesprochen hat, werden sie aus ihrem Dilemma und von ihren Ängsten befreien. Seine Worte werden denen, die ohne Hoffnung sind, weiterhin Hoffnung machen, den Verzweifelten Freude und denen, die ohne Liebe sind, Liebe bringen, genau wie vor zweitausend Jahren und wie in all den dazwischenliegenden Jahrhunderten.

Ich beendete meine Filmarbeiten im **H e i l i g e n L a n d e** damit, daß ich mit einem Freunde die Straße nach Emmaus ging. Wer von Ihnen noch in der Bibel liest, wird sich an die Einzelheiten erinnern; wie kurz nach Jesu Kreuzestod Kleopas, wohl ein Verwandter der Familie Jesu, zusammen mit einem Freund von Jerusalem nach Emmaus geht und wie sie sich dabei verständlicherweise über die Kreuzigung Jesu unterhalten, die kurz zuvor erfolgt ist. Zu ihnen gesellt sich unterwegs ein Dritter, der mit ihnen Schritt hält und sich an ihrer Unterhaltung beteiligt. Da es spät ist, als die Männer ihr Ziel in Emmaus erreichen, nötigen sie diesen, mitzukommen und mit ihnen zu Abend zu essen. (Der Bericht ist so unglaublich anschaulich, daß ich schwören kann: niemand, der je zu schreiben versucht hat, kann seine Authentizität bezweifeln; die ganze Ausdrucksweise atmet Wahrheit.) Die Männer fangen also an zu essen, und da, als der Fremde das Brot bricht und dankt, wird ihnen klar, daß er kein Fremdling, sondern ihr Heiland ist.

Auch mein Freund und ich riefen uns, wie Kleopas und sein Gefährte, unterwegs die Vorgänge bei der Kreuzigung und die Folgen dieses Ereignisses — aus der Sicht freilich unserer so völlig anderen und doch so ähnlichen Welt heute — ins Gedächtnis

zurück. Es war keine Einbildung, daß auch uns sich ein Dritter zugestellte, dessen Gegenwart wir deutlich spürten. Und ich sage Ihnen —: Wohin unser Weg auch führt, wer immer die Wanderer sein mögen, stets ist dieser Dritte gegenwärtig, bereit, aus dem Dämmer hervorzutreten und uns auf dem staubigen, steinigen Wege zu begleiten.

Das lebendige Wasser

Es ist merkwürdig, aber unleugbar, daß man heutzutage sofort als Pessimist verschrien wird, wenn man es wagt, gegenüber den Dingen dieser Welt eine gewisse Geringschätzung an den Tag zu legen, und wenn man sich erküht, über die wahrlich ungewöhnliche Hoffnung zu sprechen, die die ersten Christen aufrechterhielt, als ihr Herr von ihnen gegangen und ihre Sache, irdisch gesehen, verloren war. Mir scheint hier eine merkwürdige Pervertierung des gesunden Menschenverstandes vorzuliegen, eine ganz unsinnige Sprachverdrehung. Wie kann es, so frage ich mich, pessimistisch sein, die vergängliche Befriedigung, die uns unser sterbliches Dasein gewährt, in Frage zu stellen und ihr die bleibenden Werte gegenüberzusetzen, die uns in den Evangelien und den Briefen des Neuen Testaments angeboten werden? Ich frage mich, ob in einer der Kulturen, die es bisher gegeben hat, jemals ein derartiger Optimismus gehegt worden ist wie der, der sich darin ausdrückt, daß du und ich, sterbliche, winzige und erbärmliche Geschöpfe, dank Gottes Gnade mit Christi Hilfe danach streben dürfen, wiedergeboren zu werden, und zwar zur – wie Paulus es nennt – „herrlichen Freiheit der Kinder Gottes“. Ich frage mich, ob es je einen abgründtieferen P e s s i m i s m u s gegeben hat als den Wahn, daß wir, die wir nach den Sternen greifen oder gar darüber hinaus, deshalb unser Leben so einzurichten, so zu essen, zu trinken, zu lernen, zu huren und zu scherzen vermöchten, daß sich dadurch in der kurzen uns hier zugemessenen Spanne alle unsere Hoffnungen und Wünsche erfüllen.

Vermutlich hat die Samariterin nach ihrer Begegnung mit Jesus, die Johannes uns so eingehend geschildert hat, jedesmal, wenn sie Wasser aus Jakobs Brunnen holte, an das andere, das l e b e n d i g e W a s s e r gedacht, von dem sie gehört hatte, an das Wasser, das den, der einmal davon getrunken hat, nie wieder dursten läßt; an den Brunnen in uns, der nie versiegt. Wie kann jemand, der auch nur einen flüchtigen Blick von dem erhascht hat, was König Lear das „Geheimnis der Dinge“ nennt, d. h. vom „Leben der Seele“ – wie kann jemand, dem solches wider-

fahren ist, rein weltliche Ziele jemals wieder ganz ernst nehmen, Dinge wie sinnliche Vergnügungen oder Geld; wie sehr auch immer die Illustrierten (diese von uns selbst erdachten Manifestationen eines schrecklichen Frankenstein der Massenmedien) uns unaufhörlich davon zu überzeugen versuchen, daß unser Leben nur durch das Streben nach ihnen lebenswert wird!

Ich darf mich vermutlich für einen verhältnismäßig erfolgreichen Menschen halten oder gelte zumindest dafür; gelegentlich starren mich die Leute auf der Straße sogar an – das ist Ruhm. Ich kann mit ziemlicher Leichtigkeit so viel verdienen, daß ich mich damit für die Steilhänge der oberen Steuerklassen qualifiziere – das ist Erfolg. Ausgestattet mit ein wenig Berühmtheit und mit Geld können selbst ältere Menschen, sofern ihnen daran liegt, an sämtlichen zeitgemäßen Zerstreungen teilnehmen – das ist Vergnügen. Es ist gelegentlich vorgekommen, daß etwas, was ich gesagt oder geschrieben habe, ungewöhnliche Beachtung fand, so daß ich mir selbst einreden mochte, es handele sich um ein ernsthaftes Anliegen unserer Zeit – das ist Erfüllung. Dennoch sage ich Ihnen (und ich bitte Sie, mir zu glauben): Auch wenn man alle diese winzigen Triumphe mit einer Million multipliziert und sie zusammenzählt, sind sie ein Nichts, ja weniger als ein Nichts und ein ausgesprochenes Hindernis, verglichen mit dem, was man jenem lebendigen Wasser verdankt, das Christus allen anbietet, die im Geiste dürstet, ohne Rücksicht darauf, wer oder was sie sind. Ich frage mich, was das Leben uns zu bieten hat mit all seinen Werken und Taten in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, was möglicherweise der Erfrischung, die uns ein Trunk von diesem Wasser verschafft, die Waage halten könnte. Ich habe mir erlaubt, mich selbst als Beispiel anzuführen. Lassen Sie mich ein weiteres, viel eindrucksvolleres Beispiel zitieren. Ich werde nie vergessen, was ich als junger Mann in der „Beichte“ Tolstoj's las. Der Dichter schildert darin, daß er, wenn er in seinem Studierzimmer saß und arbeitete, einen dort befindlichen Strick verstecken mußte, aus Angst, er könnte sich damit erhängen. Das schien mir zu jener Zeit ganz ungewöhnlich. Handelte es sich doch hier um den größten Schriftsteller der Moderne; um jemand, an den ich, ein junger, aufstrebender Publizist, stets mit

äußerster Hochachtung dachte, dessen Werke mir so wunderbar vorkamen (und noch vorkommen), daß ich schon glücklich wäre, wenn ich es im Laufe meines Lebens fertigbringen würde, etwas zu schreiben, was auch nur ein Hundertstel so gut wäre wie die kürzeste und oberflächlichste seiner Erzählungen. Dieser Tolstoj, von dem Gorkij gesagt hat, solange dieser Mann lebe, werde er sich nie verwaist fühlen auf dieser Welt, dieser so unvergleich begabte, bedeutende Mann – reich, umworben, mit einem lieben Weib, einer großen Familie gesegnet – vermochte den Anblick eines Strickes nicht zu ertragen, weil er dadurch daran erinnert wurde, daß er mit seiner Hilfe womöglich das für ihn so unerträglich gewordene Leben beenden könne. Warum war das Leben für ihn so unerträglich? Weil er von den Hoffnungen und Begierden dieser Welt bestürmt wurde. Noch trostloser aber war es – das wußte er durchaus –, wenn diese sich verwirklichten, als wenn einen nur danach verlangte. Im Grunde war das Leben so unerträglich für ihn, weil er einsam war und sich in einer fremden Welt fürchtete. Dann aber, so berichtete er, verlor er sich in der Liebe Jesu Christi, von der, wie es bei Paulus heißt, „nichts uns scheiden“ kann, wenn wir an ihr festhalten – weder Trübsal noch Angst, noch Verfolgung, weder Hunger noch Blöße, noch Fährlichkeit, noch Schwert. Wir wissen, daß Tolstoj daran festgehalten hat, so daß er nicht nur einer der größten Dichter, sondern auch einer der größten Christen in neuerer Zeit wurde. Dadurch zog er sich zwangsläufig die unbarmherzige Feindschaft seiner Kirche und ihrer Hierarchie zu; demgegenüber hatte er aber die unvergleichliche Genugtuung, seinen erhabenen Geist nicht bloß zur Unterhaltung seiner Zeitgenossen zu betätigen (damit zugleich sich selbst bereichernd und seine natürliche Eitelkeit fördernd), sondern nun auch die süßen Wahrheiten lebendig zu erhalten, um derentwillen Christus gestorben ist. So schrieb er von der Vergebung, von der Brüderlichkeit, von der Liebe zu Gott und zu den Mitmenschen; er schrieb davon, daß wir dieser Welt absterben müssen, um als andere Menschen mit neuen Wertvorstellungen wiedergeboren zu werden, mit einer neuen Hoffnung und einer neuen, unaussprechlichen Freude, die uns zu offenbaren Christus in die Welt gekommen ist. Mit fester Stimme konnte er das Gebet des heiligen A u g u s t i n u s nachsprechen,

das jeden so unendlich ergreift, der sich, wenn auch noch so unzulänglich, darum bemüht, sich anderen durch das gesprochene oder geschriebene Wort verständlich zu machen: „Laß mich dir darbringen als Opfer den Dienst meiner Gedanken und meiner Zunge; doch zuvor schenke mir, was ich dir darbringen kann.“

Mir scheint, wir sollten bei allen Dingen mehr nach dem Komödiantischen darin Ausschau halten. Die Erbauer unserer mittelalterlichen Dome wußten, wie sie taten, als sie an den majestätischen Bauwerken feixende Wasserspeier und ähnliche Figuren anbrachten. Der Sündenfall ist, wie Chesterton einmal schmunzelnd dargelegt hat, nur ein in kosmische Proportionen umgemünzter Scherz des Ausrutschens über eine Bananenschale. Nun — das Drollige ist, daß vor hundert Jahren niemand als erstaunlich oder gar abwegig empfunden hätte, was ich hier heute auf dieser schottischen Kanzel ausspreche, obwohl manch einer vielleicht bedenklich die Augenbrauen in die Höhe gezogen hätte dort unten auf den Bänken, wenn einem russischen Schriftsteller in so überschwenglicher Weise Lob gezollt worden wäre, einem Dichter, der — wie verdient er sich sonst auch gemacht haben mochte — auf jeden Fall kein schottischer Presbyterianer war.

Heute ist das anders. Viele führende Männer und Geistliche der verschiedenen christlichen Denominationen betonen ausdrücklich, daß das Reich Christi — ganz im Gegensatz zu dem, was er selbst darüber geäußert hat — von dieser Welt und daß es daher von allergrößter Bedeutung sei, die Schätze dieser Erde immer verschwenderischer zu verteilen. Der unheilvolle Satz vom Streben nach dem Glück, der seinerzeit beinahe in die amerikanische Unabhängigkeitserklärung hineingeraten wäre und der in der Praxis gewöhnlich die Jagd nach dem Vergnügen beinhaltet, stützt heute in erster Linie den Kult des Geschlechtlichen. Jeder, der die Vermutung äußert, daß dieses Streben nach dem Glück heute in entgegengesetzter Richtung verläuft wie die Lebensführung, zu der uns das Neue Testament auffordert, wird mit Sicherheit als ein Lebensverächter (Mucker) verurteilt, als einer, der in geradezu gotteslästerlicher Weise die Welt Gottes und das Geschöpf, das nach seinem Bilde gemacht wurde: den Menschen, verleumdet.

Pfarrer, die elektrische Gitarren zupfen, klagen Gott in aller Öffentlichkeit an; von bischöflichen Stimmen wird Gott in die tiefsten Tiefen der Finsternis verbannt; außerhalb (und zuweilen auch innerhalb) der Kirchen wird beharrlich betont, daß „fleischlich gesinnt sein“ Leben bedeute; daß es das Fleisch sei, das belebe, und der Geist, der nichts nütze. Ich spreche hier — das darf nicht unerwähnt bleiben — nur über Dinge, die ich in bescheidenem Umfange selbst erlebt habe. Der römisch-katholische Kaplan der Universität Edinburgh und eine Anzahl seiner Kollegen erhoben die bittersten Vorwürfe gegen mich als den gewählten Vertreter der Studentenschaft und gegen meinen Besitzer und Freund Allan Frazer, weil wir, statt die Forderung nach unterschiedloser Verteilung von Verhütungsmitteln an die Studenten gutzuheißen, zurücktraten. Soweit mir bekannt ist, trat kein kirchlicher Würdenträger (mit einer einzigen rühmlichen Ausnahme: ein Vertreter der schottischen Freikirche) öffentlich für uns ein, obwohl zwei oder drei Herren uns privat immerhin ihre Sympathie zum Ausdruck brachten. Es gibt viele andere und bedeutendere Beispiele dieser Art, die mich veranlassen, in aller Aufrichtigkeit zu behaupten, daß die leitenden Männer der Kirchen und die Geistlichkeit meiner Meinung nach unverantwortliche Zugeständnisse an die Scheinsitten und an den Materialismus unserer Zeit machen. Sofern sie sich nicht schleunigst und in aller Entschiedenheit zu einer anderen Haltung durchringen, würde es mich persönlich außerordentlich überraschen, wenn in etwa zehn Jahren das institutionalisierte Christentum überhaupt noch existieren sollte — auf welchen Verfall eine ganze Anzahl von ihnen denn auch zuversichtlich hofft. In diesem Punkt zumindest werden sich ihre Hoffnungen wahrscheinlich erfüllen. Wenn der christliche Glaube tatsächlich auf dem beruhen würde, was diese „leitenden“ Männer der Kirche sagen, d. h. auf dem angeblichen Konsensus, den sie zu erlangen suchen, dann hätte ich längst jede Hoffnung aufgegeben, daß dieser Glaube überleben wird. In Wirklichkeit jedoch liegt der Wert des Christentums selbstverständlich in der ihm innewohnenden ewigen Wahrheit. Was der lebendige Christus den Menschen je bedeutet hat und noch bedeutet, das wird standhalten — auch wenn der Vatikan längst eine Ruine sein wird wie heute das Kolosseum und

wenn die Touristen sich durch die Trümmer des erzbischöflichen Palastes in Canterbury schieben werden wie heute durch die Trümmer des Herodes-Palastes. Ohne Zweifel hätte ein zündendes Vorwort von Kaiser Tiberius seinerzeit dazu beigetragen, die Briefe des Paulus zu popularisieren, und wenn die Apostel ihre Lehre der damaligen Verderbtheit angepaßt hätten, wäre ihnen vielleicht ein größeres Publikum beschieden gewesen. Indessen — sie gingen genau umgekehrt vor. Im Namen Jesu Christi forderten sie alles von den Menschen: die völlige Unterwerfung ihres Ich; sie forderten, daß sie die Vorurteile dieser Welt verwarfen; sie verlangten, daß der Mensch sterbe, damit er neu geboren werde. Und das alles taten viele Menschen — freiwillig. Diesem Geschehen entspricht die Erfahrung, daß Menschen, von denen wenig verlangt wird, dazu neigen, nichts von sich aus zu tun — eine Feststellung, die durchaus zur Grabschrift des institutionalisierten Christentums im zwanzigsten Jahrhundert werden könnte.

Wenn man auf die soziale Bedeutung unserer zeitgenössischen, so zuversichtlichen Haltung gegenüber den irdischen Möglichkeiten der Menschen blickt, dann öffnet sich einem ein Schauplatz reinsten Phantasie, einer Phantasie, die so zügellos ist, daß sie zur Satire geradezu herausfordert. Wenn die Wortführer der Vegetarier die wohlhällische Schlachter-Innung um Aufnahme als Mitglieder ersuchen würden, dann wäre das nicht annähernd so lächerlich wie der Anblick, den die Kirche bietet, indem sie sich auf den materialistischen Fortschrittsglauben und auf die Idee beruft, politische Freiheit lasse sich mit den Mitteln der Macht und das Reich Gottes durch allgemeinen Wohlstand verwirklichen. Wie beneidenswert sind Historiker in der Nachfolge des alten Aufklärers Edward Gibbon, die die hinter uns liegenden Jahrhunderte auf das erheiternde Schauspiel des marxistisch-christlichen Dialogs hin in dem Bemühen untersuchen, gemeinsame Grundlagen zwischen dem brutalen Atheismus des „Kommunistischen Manifestes“ und der Bergpredigt herzustellen! Wie beneidenswert jene frommen Geistlichen, die sich irgendwie wütenden Volksmassen anschließen und nach der Black Power schreien, nach „studentischer Mitbestimmung“ u. dgl. oder die irgendeine andere radikale Losung nachplappern! Wie beneidens-

wert auch jener anglikanische Bischof in Gamaschen, der sich für Lady Chatterleys Liebhaber einsetzt! Aus derartigem Irrsinn — das versichere ich Ihnen — spricht die Verzweiflung von Berufskomödianten.

Das Bedauerliche an jeder im irdischen Sinne guten Sache ist, daß sie dazu geeignet ist, früher oder später irgendwie zu triumphieren. Wenden wir uns einen Augenblick der unglückseligen Zwangslage zu, in der sich jene sogenannten „Christlichen Sozialisten“ befinden, die den Aufstieg der Labour Party mit dem Kommen des Reiches Gottes gleichsetzten —: Welche Gefühle mögen sie heute bewegen? Oder denken wir an jene anderen, die im Sowjet-Kommunismus die Erfüllung der christlichen Hoffnungen und Erwartungen sahen —: Was mögen sie empfinden, seit die ganze Schurkerei der Stalin-Herrschaft zutage getreten ist? Alle rein menschlichen Hoffnungen sind trügerisch, weil sich ihre Verwirklichung stets als eine Täuschung erweist — wie denn auch im Magnifikat, im Lobpreis der Mutter Jesu so großartig zum Ausdruck kommt, daß die Mächtigen von ihrem Thron gestoßen und die Niedrigen und Schwachen erhoben werden sollen. Indessen — auch hier sollten wir nie vergessen, daß die Niedrigen und Schwachen, sobald sie erhöht werden, ihrerseits mächtig werden und dann dazu taugen, gestürzt zu werden.

Solche und andere Phantasien gehören in die Zeit des Zwiellichts vor der hereinbrechenden Nacht. Wenn ich auch nicht die Absicht habe, in apokalyptischen Voraussagen zu schwelgen, so ist doch offenkundig genug, daß auch der letzte, unsichere Halt von Recht und Ordnung aus unserer Zeit verdrängt wird. Was uns erwartet, ist die F i n s t e r n i s. Genau das war auch die Situation, in die hinein der christliche Glaube geboren wurde; es kann daher durchaus sein, daß eben dies die Voraussetzung für dessen Wiedergeburt ist. Im Heiligen Lande trifft man noch heute überall auf die Ruinen des großen römischen Weltreiches und damit einer Weltordnung, die in den Tagen Jesu Christi gesund, allumfassend und unangreifbar zu sein schien. Wer hätte damals voraussehen können, daß die Worte eines unbekanntenen Lehrers, der in einem entlegenen Vorposten-Winkel dieses Weltreiches lebte, zur Grundlage einer neuen, großartigen Kultur werden sollten, zur Grundlage einer (jetzt allerdings zu Ende gehenden) zweitausendjäh-

rigen Epoche des Christentums —; daß sein schmähhcher Hinrichtungstod in den Menschen die erhabensten Gedanken auslösen, daß er die kostbarsten Kunstwerke hervorbringen, die uneigennützigste Hingabe und die vollkommenste Liebe bewirken würde, die die Welt bis jetzt gekannt hat —?

Entsprechendes gilt für heute. Wer kann sagen, was nach uns kommt, die wir uns so stark gemacht haben und uns doch so schwach und hilflos vorkommen, die wir materiell so reich und im Geiste so arm geworden sind, die wir so viel wissen und so wenig begreifen? Ich muß in diesem Zusammenhang daran denken, was ich einmal über einen im vierten Jahrhundert lebenden Mann namens Paulinus gelesen habe. Da dieser Paulinus die kommende Finsternis voraussah, beschloß er, ein Licht anzuzünden und es in einem christlichen Heiligtum ununterbrochen brennen zu lassen. Wie gern täte auch ich dasselbe: ein kleines Licht anzünden, um kundzutun, daß das Licht der Liebe Jesu Christi in seiner erleuchtenden Klarheit noch immer scheint und daß es auch weiterhin allen scheinen wird, die Augen haben, um zu sehen, ein Herz, um zu lieben, und eine Seele, um zu glauben — wie dunkel es auch, wie groß das Gefühl der Verlorenheit auch sein mag!

Gebt dem Kaiser . . .

Aus der Ankündigung geht hervor, daß ich zu Ihnen über den christlichen Glauben und die Probleme der Welt sprechen soll.

Lassen Sie mich bitte ganz offen erklären: ich glaube nicht daran, daß es so etwas wie „Weltprobleme“ gibt; ich glaube vielmehr, daß es nur ein menschliches Problem, nämlich das Problem der Existenz des Menschen in dieser Welt gibt. Sofern Weltprobleme bestünden, wäre ich außerdem sehr skeptisch, ob es eine spezifisch christliche Antwort darauf gäbe oder überhaupt geben könnte. Bei dem in diesem Zusammenhang für uns entscheidenden, im Neuen Testament geschilderten Vorfall mit dem Zinsgroschen handelt es sich um die an Jesus gerichtete Frage, ob es dem Gesetz entspreche, dem Kaiser Steuern zu zahlen. Mit seiner Antwort, die höchst geistreich und – wie ich vermute – zum Teil ironisch gemeint war und die besagt, daß wir dem Kaiser geben sollen, „was des Kaisers ist“, und Gott, „was Gottes ist“, wich Jesus geschickt der Frage aus, um die es hier eigentlich ging: der Frage nach dem jüdischen Nationalismus. Es gibt eine Ideologie (der es auch kirchlicherseits nicht an Unterstützung fehlt), derzufolge Christus eine Art „Che“ Guevara war, und ich bin durchaus darauf gefaßt, daß demnächst eine Übersetzung des Neuen Testaments herauskommt, in der deutlich gemacht wird, daß die früheren Übersetzer sich irrten, weil sie nicht nachdrücklich berücksichtigt hätten, daß Jesus ein militanter jüdischer Nationalist gewesen sei. Nun – die Kaiser, denen nach den Worten Jesu Christi Steuern zustanden, sind seit langem von der Bildfläche verschwunden, und heute, knapp zweitausend Jahre später, triumphiert in Jerusalem endlich der jüdische Nationalismus. Gleichwohl steht keine dieser beiden Tatsachen für mich in irgendeinem Zusammenhang mit der Botschaft, um deretwillen Christus in die Welt kam, oder mit dem Leben, das zu führen, und dem Tod, den zu sterben er erschienen war.

Was aber hat es denn nun mit unserem kurzen Erdenleben auf sich? Die Massenmedien – ich denke dabei an das Fernsehen, an die Illustrierten, Magazine, Zeitungen usw., an all die verschiedenen Organe jenes ungeheuren Apparates unserer Epoche, der der

Überredung der Menschen dient – haben auf diese Frage eine eindeutige Antwort zur Hand. Danach kommt es darauf an, in Sachen *G e l d*, *S e x* und *R u h m* erfolgreich zu sein, wobei der besseren Wirkung wegen auch Gewalttätigkeiten nicht auszuschließen sind. Wer sich den Trends unserer Zeit, wer sich dem Geschlechtsgenuß und dem Wohlstand nicht verschließt, der kann sich einbilden, aus dem vollen zu leben; umgekehrt muß sich für ausgestoßen und enteignet halten, wer keinen „Appeal“ besitzt, wer physisch unattraktiv oder gar arm ist. Jeder, der aus Erfahrung weiß, wie die Welt wirklich ist, muß erkennen, daß diese Hirngespinnste unserer Massenmedien eine absolute Absurdität darstellen. Wir leben keineswegs in einer glücklichen Epoche, nicht einmal (oder doch nur teilweise) ihre offenkundig größten Nutznießer. Die Länder der Erde, in denen die Voraussetzungen für ein materiell und sinnlich verstandenes Glück in so überreichem Maße erfüllt sind – ich denke an Kalifornien und Skandinavien –, sind zugleich diejenigen Länder, in denen Verzweiflung, Geisteskrankheiten und andere Übel unseres Jahrhunderts besonders häufig anzutreffen sind. Das Sich-Ausleben, die allgemeine Erotisierung, untermauert von der Antibabypille und der legalisierten Abtreibung, ist ein Freude verheißender Weg, der heute zu nichts als Übersättigung, Überdruß und Ekel führt. Die Reichen sind gewöhnlich entweder unglücklich oder verdreht; die Karrieremacher rackern sich unentwegt weiter ab, um der Welt und sich zu beweisen, daß ihre Erfolge sich lohnen. Die Gewalt, kollektiv und einzeln verübt, befindet sich auf dem besten Wege dazu, uns alle und was von unserer Kultur noch übriggeblieben ist, gänzlich zu vernichten.

Bei dieser Beurteilung der Verhältnisse handelt es sich – das versichere ich Ihnen – nicht um leere Theorie. Ich habe vierzig Jahre lang für die verschiedensten Medien gearbeitet: ich weiß, wie sie funktionieren, und ich kenne die Männer, die sie handhaben, sowie die Motive, von denen sie sich leiten lassen; einige ihrer Hebel habe ich sogar selbst in der Hand gehabt. Wenn ich Ihnen sage, daß diese Medien das Leben keineswegs reicher, sondern daß sie es ärmer machen, dann spreche ich aus unmittelbarer, persönlicher Erfahrung. Natürlich werden Sie mir keinen Glauben schenken; war doch schon Pascals Hinweis darauf ver-

Von Jerusalem bis Emmaus

In Jerusalem war Jesus — anders als sonst — ernster und trauriger, mitunter fast bitter. Jeder Evangelist muß zutiefst davon überzeugt sein, daß die Menschen auf ihn hören werden, wenn er sich nur Mühe genug gibt, ihnen seine Botschaft zu verdeutlichen; was für ihn so eindeutig ist, wird doch wohl auch anderen einleuchten. Die hungrigen Schafe schauen zu ihm auf, und ihn verlangt danach, sie zu weiden. Dann aber wird ihm klar, daß sie, selbst wenn sie ihm folgen, dies aus falschen Beweggründen tun; sie werden ebenso bereitwillig auch jedem anderen Hirten folgen, der vorbeikommt, sei es nun ein echter oder ein falscher Hirte. Als Jesus auf Erden lebte, war noch nicht mit Sicherheit vorauszusehen, daß die Menschen einige Zeit nach seinem Tode andere Menschen nicht nur in seinem Namen töten, sondern daß sie Päpsten und Königen zu seinem größeren Ruhme goldene Kronen aufs Haupt setzen würden.

Hin und wieder frage ich mich, was der Mann, dessen Schicksal wir soeben verfolgt haben, wohl denken würde über den Vatikan, über den Lambeth-Palast, den Wohnsitz des Erzbischofs von Canterbury, oder über das Oberhaus in London. Gewiß, man schenkte Christus, dem guten Hirten, Gehör; doch in Tiberias, Kapernaum, Cäsarea und Jerusalem setzten die Menschen ihren bisherigen Weg unbekümmert fort. Irdisch gesehen war seine Mission ein glatter Fehlschlag; nun mußte er seinen Auftrag auf Gottes Wegen, auf dem Weg, der zum Kreuz führte, zu Ende gehen.

Ich sehe Christus auf dem Ölberg vor mir, wie er nach Jerusalem hinüberblickt, innerlich, wie jeder Jude, zutiefst bewegt beim Anblick der Stätte, die im Leben und in der Geschichte der Juden eine so gewaltige Rolle gespielt hat. Damals sah die Stadt natürlich völlig anders aus als heute; dafür sorgten schon die Silhouette des riesigen, prachtvollen Tempels, der alles andere in den Schatten stellte, und die in den Himmel ragenden Türme des königlichen Palastes. Eine andere Stadt — und doch die gleiche; denn wie heute, so war Jerusalem auch damals ein Ort der Gewalt, der wilden Leidenschaften und der Bigotterie. Wie heute israelische, so patrouillierten damals römische Soldaten durch die

unruhigen Straßen. Streng orthodoxe Rabbinen und Pharisäer musterten geringschätzig ihre weniger strengen Glaubensgenossen und wandten sich mit eisigem Blick von den unter ihnen lebenden Heiden ab — genau wie ich es auch jetzt auf dem Wege zur Klagemauer beobachten konnte, zu jener Klagemauer, an der als an dem einzigen Überrest des einst so prächtigen Tempels sie dessen Zerstörung sowie die Vergänglichkeit und Unzulänglichkeit des menschlichen Lebens streng zeremoniell beweinen. Diese seltsamen, würdevoll bärtigen Männer mit den flehentlichen Gebärden lehnen es ab, sich dem zwanzigsten Jahrhundert anzupassen, das mit ihren flexibleren Landsleuten auch in dieser uralten Stadt seinen Einzug gehalten hat.

Was blieb Jesus in Jerusalem zu tun übrig als — zu sterben? Für ihn stand fest, daß diese Stadt ebenso gewiß ihrem Untergang entgegenseh wie die Gerasener Schweineherde, als er die bösen Geister in diese fahren ließ. Die schönen Bauwerke, die von Menschen wimmelnden Straßen, die Synagogen und der Tempel: sie alle waren zum Untergang verdammt. Jesus sah wie die Propheten vergangener Zeiten vorausschauend den Zorn Gottes hereinbrechen, wie es dann ja auch bald darauf geschah. Ein Heer nach dem anderen fiel über die Stadt her, als letztes ein jüdisches. Der Tempel wurde dem Erdboden gleichgemacht, um Tempeln Platz zu machen, die anderen Göttern als Jahwe geweiht waren. (Im Augenblick ist es eine Moschee.) Jerusalem wurde zerstört, um wiederzuerstehen und wieder zerstört zu werden. Es ist, als schüge hier das Herz der Welt, als müßten hier alle besonders bitteren Konflikte ausgetragen werden, aber auch, als gehe von hier das echtste Verständnis für die Menschen aus, als hätten die süßesten Hoffnungen der Welt hier ihren Ausgangspunkt. Als Jesus auf dem Ölberg stand und von dort nach Jerusalem hinüberblickte, nahmen seine Gedanken diese Richtung. Er dachte daran, welche Leiden und Entbehrungen im Schicksal dieser Stadt beschlossen lagen, und damit an den schmalen Pfad, den Gott zur Erlösung der Menschen vorgesehen hatte. Und da mußte er weinen.

In dieser Verfassung befand Jesus sich, als er die Geldwechsler zum Tempel hinaustrieb. Wer kennt nicht jenes empörte Gefühl, jenen heiligen Zorn darüber, daß die Menschen

alles und jedes mit ihrer niedrigen, hassenswerten Habgier besudeln? Ich gestehe, daß mich im Heiligen Lande angesichts der unbarmherzigen Ausbeutung aller Heiligtümer und Reliquien um des schnöden Gewinnes willen und angesichts der Leichtgläubigkeit der Menschen eine blinde Wut packte. Hätte ich die erforderliche Unverfrorenheit besessen, hätte ich den Händlern ihren gesamten Vorrat an Dornenkronen an den Kopf werfen mögen. Wir können übrigens sicher sein, daß die Geldwechsler damals bereits am nächsten Tag wieder ihre alten Plätze im Tempel eingenommen und ihr Geschäft ebenso eifrig wie zuvor betrieben haben. Sie taten es und tun es heute noch — auf Banken und Börsen, in Kasinos und Spielhallen, überall dort, wo um Geld gespielt wird, in der ganzen christlichen Welt.

Jesus zog es vor, am Abend von Jerusalem aus das benachbarte *Bethanien* aufzusuchen, statt in der Stadt zu bleiben, wo er ständig in Gefahr war und wo — so male ich es mir jedenfalls gerne aus — der Staub und die Unruhe auf den Straßen ihn zu ersticken drohten. In Bethanien lebten die beiden Schwestern Maria und Martha mit ihrem Bruder Lazarus, den Jesus, als man glaubte, er sei schon lang tot, aus dem Grab zurück ins Leben gerufen hatte. Die Evangelienberichte vermitteln uns ein anschauliches Bild vom Hause dieser drei Geschwister, bei denen Jesus jederzeit willkommen war. Die Schwestern waren von sehr unterschiedlichem Temperament: Maria nachdenklich und phantasiebegabt, Martha praktisch und tatkräftig. Als Maria einst zu Füßen Jesu saß und ihm hingerissen lauschte, wurde Martha darüber, daß ihre Schwester sie allein dienen ließ, ärgerlich (was menschlich nur allzu verständlich war) und beschwerte sich darüber bei Jesus. Ich sehe sie förmlich vor mir, in ihren Arbeitskleidern, mit hochgeschürztem Rock und vom Herdfeuer gerötetem Gesicht, liebevoll ein Abendessen zubereitend, wie ihr Gast es liebte. „Herr“, stellte sie Jesus zur Rede, „fragst du nicht danach, daß mich meine Schwester allein läßt dienen? Sage ihr doch, daß sie es auch angreife!“ Die Antwort Jesu war vollkommen: „Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe. Eins aber ist not. Maria hat das gute Teil erwählt; das soll nicht von ihr genommen werden.“ Maria war es auch, die später ein ganzes

Pfund Salbe von köstlicher, unverfälschter Narde nahm, um Jesu Füße damit zu salben; sie war es, die seine Füße mit ihrem Haar trocknete, was ihr einen Tadel von Judas eintrug, der im Namen aller wohlthätig selbstgefälligen Pedanten und dünkelfaften Tugendbolde aller Zeiten sprach, indem er darüber jammerte, daß das Geld, das für das Salben der Füße ausgegeben worden sei, besser an die Armen verteilt worden wäre. In der Antwort Jesu läßt sich wieder einmal jener Zug ernster Ironie feststellen, den ich so sehr liebe: „Laß sie mit Frieden! Mag es gelten für den Tag meines Begräbnisses. Denn Arme habt ihr allezeit bei euch; mich aber habt ihr nicht allezeit.“ Das alles wird ganz einzigartig geschildert und trägt eindeutig den Stempel der Wahrheit.

Jesus und seine Jünger feierten das Passahfest in der hergebrachten Weise. Jesus wußte nun, daß seine Stunde nahe war, und er bestand darauf, den anderen die Füße zu waschen. Damit zeigte er ihnen, daß jeder Akt echter Demut eine Art Gnade ist, durch den die Seele in dem Maße wächst, in dem der selbstische Wille oder das Ich in den Hintergrund treten. Wer groß dasteht in der Welt — das sagte er ihnen immer wieder —, ist in Wirklichkeit klein; und wer sich im Gefühl der Größe Gottes seiner eigenen Kleinheit und Geringfügigkeit bewußt wird, gewinnt an geistiger Größe.

Wie sich herausstellen sollte, war dies das letzte gemeinsame P a s s a h m a h l, das Jesus mit den Jüngern feierte; zugleich war es, obwohl die Jünger dies natürlich nicht ahnen konnten, das erste „Abendmahl“. Zum ersten Male wurden jene geheimnisvollen Worte gesprochen: „Nehmet, esset; das ist mein Leib . . . Das ist mein Blut des Neuen Testaments, welches vergossen wird für viele zur Vergebung der Sünden . . .“ Diese Worte sollten endlos wiederholt werden, in allen Sprachen, begleitet von jeder nur denkbaren Spielart des Rituals oder auch in strenger Einfachheit. Bei diesem ersten schlichten Abendmahl zeigte Jesus, wie er durch das heilige Sakrament des Brotes, das er brach, und des Weines, den er mit seinen Jüngern trank, für uns stets erreichbar ist.

So wurde Jerusalem also vor fast zweitausend Jahren zur Geburtsstätte der christlichen Religion. Das Christentum hat der

Welt — wie Jesus es vorausgesagt hat — nicht den Frieden gebracht, sondern das Schwert. Wie Jerusalem ein Ort des Streites und der brudermörderischen Konflikte geblieben ist, so sind auch die angeblichen Verfechter des Christentums uneins und zerstritten und zappeln sich auf tragische (und häufig geradezu absurde) Weise in ihren gegenseitigen Rivalitäten und Unberechenbarkeiten ab. „In der Welt habt ihr Angst“, hat Jesus zu den Jüngern gesagt. Unsere Generation, die zwei der grausamsten und zerstörerischsten Kriege der Geschichte mit all ihren Folgeerscheinungen miterlebt hat, wird kaum dazu neigen, die Unausweichlichkeit von Trübsal und Angst in Frage zu stellen.

Indessen — dabei ließ Jesus es nicht bewenden. „Aber seid getrost“, fährt er fort, „ich habe die Welt überwunden.“ So war es in der Tat. Er hat die Welt nicht, wie irdische Eroberer, mit Waffengewalt oder mit trügerischen Versprechungen überwunden, sondern vielmehr, indem er sie durchschaute mitsamt der Vergänglichkeit ihrer Hoffnungen und Begehrlichkeiten sowie den utopischen Träumen, in denen diese sich spiegeln. Er hat uns gezeigt, wie wir der winzigen, dunklen Zelle unseres Ichs entfliehen können, so daß wir sehen, hören und verstehen, wo wir zuvor blind, taub und verständnislos waren.

Bei dem letzten gemeinsamen Mahl gab Jesus den Jüngern zu verstehen, daß einer von ihnen ihn verraten würde. Er wies dabei sogar mit dem Finger auf J u d a s. Judas wußte, daß Jesus ihn durchschaute, und dennoch konnte er ebensowenig mehr zurück wie etwa Macbeth vor der Ermordung Duncans oder Wronsky vor der Verführung Anna Kareninas. Mystiker und Künstler wissen — was anderen Menschen oft verborgen bleibt —, daß unser sogenannter freier Wille zwangsläufig von unseren Leidenschaften geprägt und bestimmt wird. Prometheus ist beides: gefesselt und frei.

Ebenfalls beim Abendmahl sagte Jesus zu P e t r u s, daß er ihn noch in derselben Nacht, ehe der Hahn krähe, dreimal verleugnen werde. „Niemals!“ erwiderte Petrus ganz empört — „niemals, niemals, niemals!“ — „Leider doch, armer Petrus!“ Selbstverständlich wurde ihm später verziehen, und er wurde, wie viele Christen glauben, zu dem Felsen, auf dem die Kirche Christi errichtet wurde: „. . . die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“

Nach dem Passahmahl ging Jesus mit dreien seiner Jünger in den unterhalb des Ölberges gelegenen Garten G e t h s e m a n e. Seine Seele, sagte er, sei „betrübt bis an den Tod“; er wolle allein sein, um zu beten. Er bat die Jünger, dazubleiben und auf ihn zu warten, und entfernte sich dann ein wenig von ihnen. Wir sollten nicht vergessen, daß Jesus trotz seines göttlichen Auftrages die Erde in all ihrer Vielfalt, mit ihren Klängen, Farben und lebendigen Geschöpfen nicht weniger liebte als wir, eher vielleicht noch mehr. Dies alles hinter sich zu lassen, bedeutete für ihn einen sehr schmerzenden Verlust, auch wenn durch seinen Tod dem Sterben im alten heidnischen Sinne der Endgültigkeit auf immer ein Ende bereitet sein sollte. Wir weinen selbst dann, wenn wir die Heimat verlassen, um uns freiwillig in eine Welt hinauszuwagen, die zu erforschen und zu erleben es uns verlangt. Auch Jesus war voller Trauer darüber, daß die Zeit gekommen war, die Freunde, die ihn lieb hatten, und seine Jünger zu verlassen; daß er den Weg nach Bethanien in der einbrechenden Dämmerung nie mehr gehen, den See Genesareth mit den vom Fischfang heimkehrenden Booten nie mehr sehen sollte – all die vertrauten Plätze, die er auf Erden kennengelernt hatte, den Freundeskreis, der ihm geschenkt worden war. „Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir, doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“ betete er und dachte dabei möglicherweise daran, wie leicht es für ihn sei, sich davonzuschleichen, zurück nach Galiläa zu gehen und dort ein glückliches Privatleben zu führen wie andere Menschen auch: mit Frau, Kindern und allem, was die Einsamkeit und das mit unserer irdischen Existenz verknüpfte Geheimnis erträglicher macht. Wie leicht und doch – wie unmöglich! Als er zurückkam, fand er die Jünger schlafend und sagte ziemlich ungehalten zu Petrus: „Vermochtest du nicht eine Stunde zu wachen?“ Dann ging er wieder weg, um im Gebet fortzufahren. Bei seiner Rückkehr fand er die Jünger abermals schlafend vor. Diesmal ließ er sie gewähren. Was machte es schon noch aus? Es dauerte ja nicht lange, da hallte der Garten von Gethsemane wider vom Lärm der mit Schwertern und Stangen bewaffneten Schar, die ihn suchte. (Wenige Tage zuvor hatte man ihn mit Palmwedeln begrüßt.) Um sich seine dreißig Silberlinge zu verdienen, trat Judas vor, identifizierte Jesus mit einem Kuß und

begrüßte ihn: „Rabbi!“ (Heil, Meister!). Daraufhin ergriffen sie Jesus. Jemand zog ein Schwert, um ihn zu verteidigen, doch Jesus gebot sofort, das Schwert wieder an seinen Ort zu stecken. „Denn wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen.“ Daraufhin, so heißt es, „verließen ihn alle Jünger und flohen.“ Er war allein.

Jetzt begann für Jesus die Farce des *G e r i c h t s v e r f a h r e n s* gegen ihn, das man inszenierte, um seiner Hinrichtung den Schein der Legalität zu geben. Natürlich gibt es und kann es so etwas wie „irdische Gerechtigkeit“ niemals geben, sondern immer nur den Willen des Stärkeren, Mächtigen, der über den der Schwachen siegt, wobei das Ganze mit mehr oder weniger Anstand etwas aufgeputzt wird, je nachdem, wie alt derartige Prozeduren sind. (Richter müssen — wie Pascal dargelegt hat — Perücken tragen, um zu verbergen, wie unangemessen die Gerechtigkeit ist, die sie walten lassen.) Jesus schwieg hartnäckig, während die Zeugen im Hause des Hohenpriesters Kaiphas ins Kreuzverhör genommen wurden; nur als Kaiphas ihn geradeheraus fragte, ob er der Christus, der Sohn Gottes sei, ließ Jesus sich herab, zu antworten, und auch dann sagte er nur: „Du sagst es.“

Das genügte. „Er hat Gott gelästert!“ schrie Kaiphas, es bedürfe keiner weiteren Zeugen mehr; und dann fragte er die Umherstehenden, wie sie darüber dächten. „Er ist des Todes schuldig“, erwiderten diese willfährig und machten sich daran, Jesus zu verspotten, zu beleidigen und ihn in einer Weise zu foltern, die uns durch die verschiedenen extremistischen Utopien und Praktiken unserer Epoche nur allzu vertraut geworden ist.

Am selben Morgen noch versuchte Judas, die dreißig Silberlinge den Priestern und Ältesten, von denen er sie erhalten hatte, zurückzugeben; doch sie waren nicht bereit, sie anzunehmen. Da warf er die Münzen im Tempel auf den Boden, ging hin und erhängte sich — ein Mensch, den anscheinend die ganze Finsternis der Welt überfallen hatte. Wurde auch ihm schließlich vergeben? War auch er ein Nutznießer des Todes, den er vollbringen half? Gewiß ist Christus auch für Judas gestorben.

Der Hohepriester und die Ältesten waren nicht berechtigt, die Todesstrafe zu verhängen; daher führten sie Christus gefesselt vor *P i l a t u s*, der das Recht dazu besaß.

Was veranlaßte sie zu dieser unbarmherzigen, feindseligen Haltung gegenüber Christus? Mir scheint, weder die messianischen Ansprüche, die Jesus geltend machte, noch seine für jüdische Verhältnisse gelegentlich unorthodoxe Haltung können für die erbitterte Empörung verantwortlich gemacht werden, die er in ihnen hervorrief; zu jener Zeit gab es in Judäa auch andere, die behaupteten, der Messias zu sein, und Jesus verhielt sich größtenteils wie ein strenggläubiger, frommer Jude. Nein, nach meiner Meinung bestand das eigentliche Verbrechen Jesu ganz einfach darin, daß er die Wahrheit sprach, die jeder autoritären Ordnung ein Dorn im Auge ist, insbesondere, wenn es sich um kirchliche Amtsgewalten handelt. „Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen“, hat Jesus gesagt. Vom Standpunkt des Kaiphas und seiner Genossen aus gesehen mußte Jesus ebenso sterben wie später vom Standpunkt des Großinquisitors bei Dostojewskij, weil die Wahrheit, die er aussprach, und die Freiheit, die er den Menschen anbot, die Autorität untergruben, die andere Menschen ausübten und auf die sie Anspruch erhoben. Als Pilatus — für mich verkörpert er alle Kolonialgouverneure, die es je gegeben hat, so daß ich ihn in grauem Gehrock und Zylinder förmlich vor mir sehe — Jesus fragte, ob er der König der Juden sei, erwiderte dieser: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich für die Wahrheit zeugen soll.“ Pilatus, der kein Dummkopf war, war von dieser Antwort beeindruckt. „Was ist Wahrheit?“ murmelte er und ging hinaus zu den Leuten des Kaiphas, um ihnen zu sagen, daß er keine Schuld an ihm fände, und ihnen vorzuschlagen, ihn aus Anlaß des Osterfestes freizulassen. „Nein!“ schrien sie. „Nein! Gib uns Barabbas!“ Das war ein jüdischer Partisan, der ebenfalls gekreuzigt werden sollte. Achselzuckend gab Pilatus nach; ihn ging die Sache so oder so nicht besonders an. Wie erstaunt wäre er gewesen, wenn er erfahren hätte, daß diese obskure Affäre daran schuld war, daß die Erinnerung an ihn noch viele Jahrhunderte nach dem Untergang des römischen Weltreiches, in dessen Diensten er stand, lebendig bleiben sollte.

Die römischen Soldaten, die die ganze Sache langweilte, erlaubten sich einen üblen Scherz. Sie entkleideten Jesus und legten ihm ein Purpurgewand an; dann setzten sie ihm eine Dornenkrone

aufs Haupt und gefielen sich darin, ihm zu huldigen. „Sei begrüßt, lieber Judenkönig!“ Wie so oft bei üblen Scherzen, fiel dieser auch hier auf seine Urheber zurück. Ihnen wurde nicht klar, daß sie, indem sie mit diesem König der Juden ihren Scherz trieben, nicht Jesus verspotteten, sondern ihren eigenen Kaiser, ja alle Kaiser, Könige und Herrscher der Welt, die es je gegeben hatte und geben sollte; ein für allemal gaben sie damit die Macht der Lächerlichkeit preis. Seitdem sprießen für alle, die Augen haben zu sehen, unter jeder goldenen Krone Dornen hervor, und unter jedem Purpurkleid verbirgt sich für sie ein kranker Leib.

Im Anschluß an die Verurteilung erfolgte die Kreuzigung. Jesus schleppte sein Kreuz die später so genannte Via dolorosa entlang (sofern dies wirklich der Weg war, den er nach Golgatha einschlug), bis er zusammenbrach und jemand anderes es für ihn tragen mußte. Am Ziel, auf Golgatha, wurden drei Kreuze aufgerichtet: das Kreuz Jesu in der Mitte, zu beiden Seiten je eins für zwei Verbrecher. Und dann begann der lange Todeskampf. Ich vermute, daß die Menge der Zuschauer, wie dies bei derartigen Gelegenheiten stets der Fall zu sein pflegt, aus Neugierigen, aus krankhaft Veranlagten und aus zufällig vorbeikommenden Menschen bestand. In diesem speziellen Fall waren zweifellos auch einige von des Kaiphas Leuten anwesend, um Christus weiter zu verhöhnen, außerdem die römischen Soldaten. Eine Gruppe von Frauen, heißt es, war von ferne Zeuge des Geschehens: Jesu Mutter, Maria Magdalena und andere Frauen aus Bethanien und Galiläa. Einmal wurde Jesus betäubender Essigwein zu trinken gereicht, den er jedoch nicht nahm. Kurz bevor er verschied, hörte man ihn laut rufen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

So endete scheinbar alles mit einer Niederlage und in Verzweiflung. Das wäre erledigt! müssen Kaiphas und seine Freunde gedacht haben. Wie sehr sie sich irrten! Das war erst der Anfang. Nicht eine Niederlage war besiegelt, sondern eine unglaubliche neue Hoffnung war geboren worden; nicht Verzweiflung, sondern eine beispiellose Freude war damit in die Welt gekommen. Christus starb am Kreuz als ein Mensch, der versucht hatte, seinen Mitmenschen zu zeigen, was es mit dem Leben auf sich

hat, und er ist von den Toten auferstanden, um auf immer der Mittler zwischen Gott und den Menschen zu sein.

Wie — er stand von den Toten auf? Nach seinem Kreuzestode, so heißt es, wurde er bei zahlreichen Gelegenheiten von seinen Jüngern und auch von anderen Menschen gesehen; der Stein vor seiner Grabkammer war zurückgewälzt, und man stellte fest, daß das Grab leer war. Das ist das Ergebnis einwandfreier historischer Nachforschungen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Christus auch heute noch, zweitausend Jahre danach, ein l e b e n d i g e r C h r i s t u s ist. Die Worte, die er gesprochen hat, sind lebendige Worte und noch ebenso bedeutsam wie zu der Zeit, da sie zum ersten Male gesprochen wurden.

Kurz nachdem Jesus am Kreuz gestorben war, befanden sich zwei Männer unterwegs nach E m m a u s, einem etwa sieben bis acht Meilen von Jerusalem entfernt gelegenen Dorf; einer der Männer, Kleopas, war möglicherweise durch seine Heirat mit der Familie Jesu verbunden. Auf ihrem Wege unterhielten sich die beiden natürlich über die Kreuzigung und ihre Nachwirkungen. Dabei waren sie so in ihr Gespräch vertieft, daß sie es kaum bemerkten, als sich ein dritter Mann zu ihnen gesellte und mit ihnen ging, bis er sie unterbrach und fragte, worüber sie sich denn so ernsthaft unterhielten. Offenbar war es Kleopas, der zu ihm sagte, er sei wohl fremd in Jerusalem, daß er nichts von den jüngsten Ereignissen dort gehört habe. Dann erzählten die beiden ihm, daß Jesus gekreuzigt worden sei, entgegen ihrer Hoffnung, „er sei es, der Israel erlösen würde“, daß etliche Frauen aus ihrer Mitte beim Aufsuchen des Grabes, in das er gelegt worden sei, dieses leer vorgefunden hätten und daß ihnen Engel erschienen wären, die gesagt hätten, er lebe. Der Fremde wies hierzu darauf hin, daß alles, was geschehen wäre, in der Heiligen Schrift vorausgesagt sei.

Mittlerweile hatten sie das Haus in Emmaus erreicht, das ihr Reiseziel war, und der Fremde schien weitergehen zu wollen. Doch die beiden nötigten ihn, bei ihnen zu bleiben; „denn“, so sagten sie, „es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt.“ Jener folgte ihrer Einladung. Und als sie sich dann zu Tisch setzten, nahm er das Brot, dankte und brach es, — und da erkannten sie ihn endlich: er war kein Fremdling, sondern er selber — ihr

Heiland. Und dann verschwand er vor ihnen. Kleopas und sein Gefährte aßen nicht zu Ende, sondern eilten voller Freude und Hoffnung zurück nach Jerusalem, auf derselben Straße, die sie kurz zuvor gegangen waren, um den anderen von ihrem wunderbaren Erlebnis zu berichten: Christus ist gekommen, um uns zu sagen, daß er — eben dieser Fremdling — auf allen unseren Wegen, sei es auf dem nach Emmaus oder nach Wimbledon oder nach Timbuktu, auf uns wartet, um uns zu begleiten, sofern wir es wünschen. —

Alles übrige, was mit Christus zusammenhängt, gehört der nachfolgenden Weltgeschichte an. Schreckliche Dinge sind in seinem Namen passiert. Seine Lehre von dem Reich, das nicht von dieser Welt ist, mußte dazu herhalten, weltlichen Zwecken zu dienen. Das Kreuz, an dem er starb, das die edelsten Geister, die je gelebt haben, zu den höchsten Gedanken und Schöpfungen inspiriert hat, diente ebensooft als sinnbildlicher Vorwand für Niedrigstes und Gemeinstes; sein Evangelium der Liebe ist den Menschen auch mit dem Schwert, mit Folter und Geißel aufgezungen worden.

Mögen Berufenere als ich hier Gewinn und Verlust, wie er sich, menschlich gesehen, überall ergibt, gegeneinander abwägen. Immer, besonders aber beim Betreten des Landes, in dem Jesus geboren wurde, in dem er gelebt hat und gestorben ist, sollten wir uns daran erinnern, auf wie wunderbare Weise sein Licht, trotz allem, in den finsternen Dschungel des menschlichen Eigen- und Machtwillens hineinleuchtet. Dieses Wunder kann ich als ein echtes Kind unserer unruhigen Epoche, als ein Skeptiker mit dem Hang zu niederen Gelüsten — auch wenn ich mich davor scheue und es nicht wert bin —, mit äußerster Bestimmtheit bezeugen.

III DER SATIRIKER AUF DER KANZEL

Ein anderer König

Bizarre Sachlage

Wenn ich mich jetzt gelegentlich auf einer Kanzel wiederfinde — eine jener „schlechten Gewohnheiten“, die man in vorgerücktem Alter annimmt — (heute übrigens erstmals auf einer so berühmten Kanzel wie dieser), stelle ich im Blick auf die Gesichter der Menschen jedesmal dieselbe Gefühlsregung bei mir fest: das leidenschaftliche Verlangen nämlich, daß es mir gelingen möge, etwas Denkwürdiges zu sagen, d. h. etwas Licht zu verbreiten.

„Ich bin das Licht der Welt“, hat der Stifter der christlichen Religion einmal gesagt. Welch ein ungeheurerlicher Satz — ganz besonders heute, wo wir uns der großen Finsternis in der Welt so sehr bewußt sind! „Laßt euer Licht leuchten vor den Leuten“, ermahnt Jesus uns. Wie Sie wissen, werde ich anläßlich mehr oder weniger törichter Fernsehsendungen, bei Rundfunkgesprächen oder auch in Interviews zuweilen gefragt, woran mir jetzt am meisten liege, was ich in der mir noch verbleibenden Zeit meines Lebens am liebsten tun würde. Wahrheitsgemäß antworte ich dann jedesmal: „Ich möchte, daß mein Licht leuchte, und sei es auch nur so sporadisch, wie ein Streichholz in stockfinsterner Nacht aufleuchtet, um gleich wieder zu erlöschen.“

Wie lieb wäre es mir, wenn ich zu Ihnen auch nur mit einem winzigen Bruchteil jener Gewißheit und Erleuchtung zu sprechen vermöchte, mit der Paulus beispielsweise in Thessalonich sprach und mit der er und seine Gefährten buchstäblich die Welt

auf den Kopf stellten, indem sie im Widerspruch zu den kaiserlichen Dekreten verkündeten, daß es nur einen König gebe: Jesus. Das waren wirklich goldene Worte, war helles, leuchtendes Licht. Mit Paulus war ebenso wie mit den übrigen Jüngern Jesu Christi etwas geschehen, etwas, was diese ziemlich unbedeutenden und feigen Männer, die schutzsuchend fortgerannt waren, als ihr Anführer verhaftet wurde, zu äußerst unverzagten, redegewandten und schlagfertigen, ja sogar fröhlichen Wanderpredigern hatte werden lassen, wie sie die Welt mutiger nie gekannt hat – unwiderstehlich in ihrer Beredsamkeit, unbezwinglich in ihrem die Menschen herausfordernden Verhalten, bestrickend in ihrem Charme, überwältigend in der Liebe, die aus ihren Gesichtern ebenso sprach wie aus ihren Worten und Taten. Was also war mit ihnen geschehen? Ob wir sagen: „Der Heilige Geist kam über sie“, ob wir es ein „Damaskus-Erlebnis“, „in-Zungen-Reden“ oder anders nennen, bleibt sich gleich; worauf es ankommt, ist, daß sie – wie sie selbst sagten – „neugeboren“ waren. Sie waren neue Menschen mit einer neuen Lehnspflicht geworden, einer Lehnspflicht nicht gegenüber einem irdischen, sondern gegenüber diesem anderen König: Jesus. Der Gedanke, daß wir neugeboren werden, daß wir sterben müssen, um zu leben, hat seit jener Zeit in all dem Auf und Ab, dem Durcheinander, ja auch inmitten der Schändlichkeiten des institutionalisierten Christentums Bestand gehabt. Und deshalb geht es mir darum, festzustellen, ob eben dieser Gedanke, der nach meinem Dafürhalten den Kern des christlichen Glaubens bildet, auch heute noch irgendeinen Wert besitzt.

Die Epoche der zu Ende gehenden antiken Kultur war von Überdruß und Verzweiflung gekennzeichnet sowie von all jenen unvermeidlichen Begleiterscheinungen wie laxer Moral, Hang zu roher Gewalt, erotische Extravaganzen und Wahnvorstellungen. In dieser in Auflösung begriffenen Welt bot der christliche Glaube sowohl dem einzelnen wie auch der Gesamtheit der Menschen, besonders aber wohl den Sklaven, eine neue Hoffnung, eine neue Lebensfreude an. Hat uns dieser Glaube heute, in einer Situation, die jener so unheimlich ähnelt, noch etwas zu bieten? Das ist die Frage, die sich mir stellt. Selbstver-

ständig kann ich sie nicht so beantworten wie Paulus oder die Jünger. Diese standen am Anfang, wir stehen am Ende einer Entwicklung. Auch bin ich ein Kind des zwanzigsten Jahrhunderts, sinnlich und skeptisch zugleich – eine merkwürdige Mischung. Da ist jene verrückte Anfälligkeit z. B. gegenüber den Naturwissenschaften, sodann vor allem gegenüber der Werbung. (Wer einen zufälligen Blick auf die Inserate in den Zeitungen und Illustrierten wirft, wird dort einer optimistischen Leichtgläubigkeit ausgesetzt, die den Neid eines jeden afrikanischen Zaubers erregen könnte.) Und da ist jene nicht minder verrückte Skepsis, die u. a. bewirkt, daß unwissende Schüler und unreife Studenten sich verächtlich von Aussagen distanzieren, die von den größten Geistern und edelsten Männern unserer Zivilisation – wie etwa von Pascal oder Tolstoj – als selbstverständlich anerkannt wurden. Das ist der Zustand, in dem wir uns heute befinden. Lassen Sie mich denn auch, dem Stil des zwanzigsten Jahrhunderts entsprechend, mit einer negativen Feststellung beginnen, mit der nämlich, was ich für das Nicht-Lebensfähige und Absurde an unserer heutigen Lebensführung halte.

Wie kann – sehen wir einmal von der einen oder anderen Ausnahme ab – jemand ernstlich glauben, daß wir zu dauernder menschlicher Glückseligkeit gelangen könnten, indem wir die gegenwärtigen „Trends“ in die Zukunft projizieren; etwa das jährlich wachsende Bruttosozialprodukt, den jährlich sich steigernen Konsum, beides gefördert von immer wahnwitzigerer Mittel sich bedienenden Massenmedien? Und wie können wir gleichzeitig ungerührt mitansehen, wie die übrige Menschheit immer größeren Hunger, immer größere Not leidet? Wie kann jemand dies ernstlich bejahen, da doch schon ein Bruchteil der uns zur Verfügung stehenden Mittel ausreichen würde, um uns alle mit-samt der ganzen Erde in die Luft zu jagen? Uns, die wir uns im Blick auf einen allen drohenden globalen Nuklearkrieg immer neurotischer gebärden? Wie können wir glauben, daß wir einen vollkommenen Zustand erreichen, indem wir mit immer größerer Geschwindigkeit in immer größere Fernen vorstoßen und „das Weltall erforschen“, ständig auf der Jagd nach dem Glück amerikanischen Stils? Wie können wir so etwas ernsthaft glauben, während wir unsere Begehrlichkeiten immer mehr, immer ver-

zweifelter ausleben, ohne daß wir physisch oder moralisch dafür bestraft zu werden scheinen (wenn wir auch geistig dabei verelenden)?

Die Sachlage ist zugleich so bizarr und so tragisch, daß ich zwischen ausgelassenem Gelächter und dem Wunsch, den Schauplatz dieser Vorgänge so rasch wie möglich zu verlassen, hin- und her schwanke. In diesem Jahr noch werde ich als nunmehr Fünfundsechziger womöglich in die Rubrik der „Nichtwiederbelebungs-würdigen“ eingereiht werden, wenn irgendein hochherziger („äußerst erfahrener“) Arzt meinen Gesundheitszustand überprüfen und in seiner unendlichen Weisheit und Menschlichkeit darüber befinden wird, ob ich wert bin, am Leben erhalten zu werden. Wie gesagt, das alles kommt mir zeitweilig so absurd vor, daß ich nur noch den Wunsch verspüre, so bald wie möglich aus dieser unsinnigen Welt herauszukommen.

Vielleicht darf ich in diesem Zusammenhang, vom Allgemeinen mehr ins Detail gehend, ein paar Überlegungen zur Situation dieser alten Universität anstellen, mit der ich mich durch meine Wahl verbunden fühle. Die *Stu-den-ten* dieser Universität sind ebenso wie die anderer Universitäten Nutznießer unseres Wohlfahrtsstaates; sie sollen den Stoßtrupp des Fortschritts bilden, und sie werden von ihren sie bewundernden Vorgesetzten entsprechend umschmeichelt und bezahlt; als eine Elitegruppe tragen sie die Fackel des Fortschritts kühn und glücklich in die Zukunft, die sich vor ihnen auftut. Was mich betrifft, so gibt es praktisch nichts, was mich hinderte, eine gewisse Sympathie, auf jeden Fall aber Verständnis aufzubringen, wenn sie in einem Anfall von Auflehnung sich weigern, die Methoden und Wertvorstellungen unserer abgelaufenen, geistig ausgelaugten Lebensweise anzuerkennen. Doch – wie unsagbar traurig und komisch zugleich ist es, wenn ihre Insubordination in die Forderung nach unbegrenzter Freigabe von Hasch und von der Pille ausmündet, in die Forderung nach der fürwahr letzten Art des Ausweichens und der Genußsucht! Wir stehen hier vor einer Situation, die mancher künftige Gesellschaftswissenschaftler (mit Sinn für Humor) ganz nach seinem Geschmack finden wird. Alles ist darauf angelegt, daß die schöpferischen Kräfte der Jugend sich entfalten

können; wir hoffen auf große Kunstwerke, auf die intensive Erschließung neuer Gebiete des Wahrnehmungsvermögens und der Erkenntnis — und was bietet man uns stattdessen an? Rauschgift und Lotterbett, die Zuflucht der sabbernden Wüstlinge aller Zeiten und aller Orte.

Ich muß bekennen, daß dies in mir ein Gefühl weniger der Mißbilligung als vielmehr der Verachtung hervorruft, und das ist es, was es mir — wie Sie sich denken können — so schwer, ja unmöglich macht, als gewählter Vertreter der Studentenschaft meiner Aufgabe gerecht zu werden. Es sei mir gestattet, an dieser Stelle eine kurze persönliche Erklärung abzugeben. Allan Frazer, der bekannte Rundfunkmann, und ich — der eine als Beisitzer (Assessor), der andere als Vertreter (Rektor) der Studentenschaft — sind in dieser unserer Eigenschaft verpflichtet, die Ansichten und Wünsche der Studenten an die Universitätsbehörden weiterzuleiten, und zwar so, wie sie uns von ihren gewählten Vertretern übermittelt und wie sie im Magazin „Student“, für dessen Inhalt Sie selbst verantwortlich sind, publiziert werden. Ihr Wunsch nach Aushändigung der Antibabypille ist uns beiden, wie die Dinge nun einmal liegen, höchst zuwider, weshalb wir nicht gezögert haben, Sie von unserem Standpunkt in Kenntnis zu setzen. Nach Ansicht der Studentenschaftsvertreter — das haben einige von Ihnen zum Ausdruck gebracht, ohne daß es von irgend jemand öffentlich verworfen wurde — sind Rektor und Assessor der Studentenschaft aber dazu verpflichtet, alles, was der Studentenausschuß beschließt, nicht nur weiterzuleiten, sondern auch mit einer Empfehlung zu versehen. Mit dieser Rolle jedoch kann sich meiner Meinung nach kein Rektor oder Assessor, der Selbstachtung besitzt, einverstanden erklären, so daß Allan Frazer und ich daher den Direktor des Colleges gebeten haben, unserem Rücktrittsgesuch stattzugeben.

Dies wird also wahrscheinlich das letzte Mal sein, daß ich zu Ihnen, meine lieben Edinburger Studenten, spreche, und eben das ist's, was ich Ihnen sagen wollte. Dabei ist es mir ziemlich einerlei, ob meine diesbezüglichen Worte etwas bedeuten oder nicht, ob Sie glauben, an dem Standpunkt, den ich vertrete, sei etwas dran oder nicht. Ich bitte Sie, mir zu glauben, daß die Partie, die ich mit den von Ihnen gewählten Vorstandsmitgliedern

ausgefochten habe, meinerseits nichts mit der herkömmlichen puritanischen Geisteshaltung zu tun hat. Ich halte nichts von der Enthaltbarkeit um der Enthaltbarkeit willen und spüre keinerlei Verlangen danach, Ihr Leben und Dasein in seiner Erfüllung zu beeinträchtigen. Wohl aber muß ich Ihnen sagen: Was es auch mit dem Leben auf sich oder nicht auf sich haben mag, es läßt sich nicht im Sinne einer B e t ä u b u n g durch Drogen oder zufällige geschlechtliche Beziehungen klären und bewältigen. Wie weit wir auch ins Unbekannte vorstoßen mögen, ich versichere Ihnen, auf den Plastikflügeln des „Playboy“-Magazins oder psychedelischer Traumgebilde wird es nicht geschehen.

C h r i s t u s o d e r n i c h t s

Kürzlich habe ich mich im Auftrage der BBC, wie Sie vielleicht gehört haben, mit der Herstellung einiger F i l m e über das Neue Testament befaßt. Zu meinen Aufgaben gehörte u. a. auch, daß ich jenen Berg aufsuchte, den wir als den Berg der S e l i g p r e i s u n g e n kennen und der diesem Anspruch, im Gegensatz zu den meisten sogenannten „heiligen Stätten“, wahrscheinlich auch gerecht wird; dort wurde vor etwa zweitausend Jahren die bedeutendste aller Predigten gehalten. Es war ein merkwürdiges Gefühl, da oben zu stehen, auf den See Genezareth hinabzublicken und dabei zu versuchen, das ganze Geschehen zu rekonstruieren: den unbekanntem Lehrer und die kleine, schwer klassifizierbare Schar größtenteils ungebildeter Menschen, die sich um ihn versammelt hatte. Die Anfänge der christlichen Religion — das sollten wir nie vergessen — gehen nicht auf kluge, akademisch gebildete Menschen, nicht auf reiche, mächtige, berühmte, nicht auf aufregend schöne oder faszinierende Menschen zurück, nicht auf bekannte Fernsehgrößen oder Leitartikler, sondern vielmehr auf ganz einfache, ja unwissende Menschen. Dessen wurde ich mir dort oben ganz stark bewußt.

Und dann jene Worte! Jene unvergleichlichen Worte, die viele Jahrhunderte lang widerhallten und nachgesprochen wurden in der ganzen Welt, die selbst jetzt noch nicht ganz verlorengegangen sind! Daß die Sanftmütigen, nicht die Anmaßenden, das

Erdreich besitzen werden; daß wir unsere Feinde lieben und Gutes denen tun sollen, die uns hassen; daß die Armen selig sind, nicht die Reichen, und so fort — Worte, die uns allen zu schaffen machen, auch wenn wir sie ignorieren; die erhabensten Worte, die je gesprochen wurden.

Eine Seligpreisung, die mich aus irgendeinem Grunde nie zuvor beeindruckt hatte, blieb diesmal ganz besonders bei mir haften, und zwar bis auf den heutigen Tag: „Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.“ Vielleicht darf ich Ihnen diese Seligpreisung im Zusammenhang mit unserer derzeitigen Kontroverse und Mißstimmung ganz besonders ans Herz legen, damit wir erkennen, daß es kein höheres Streben als das der Menschen nach Gott gibt, wie dies die größten Geister aller Zeiten erkannt haben. Gottes Wege begreifen lernen, seinem Geheimnis in allen Dingen auf die Spur kommen — das ist oder sollte zumindest das eigentliche Anliegen von Universitäten wie dieser sein, das eigentliche Anliegen ihrer Studenten und Mitarbeiter. Vergessen wir nicht, daß dieser Suche nicht durch große und gute Taten Erfolg beschieden sein wird, nicht einmal durch erhabene und erleuchtete Gedanken und ganz gewiß nicht durch noch so große Sensationen oder noch so glänzende Erfolge. Die Worte Jesu besagen ganz eindeutig: „Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.“

Um die makabre Komödie, das unwürdige Schauspiel der menschlichen Verwirrung und Unzulänglichkeit, von dem ich gesprochen habe, zu vervollständigen, werden geradezu idiotische Stimmen laut, die uns ein Neues Jerusalem gleich um die Ecke prophezeien. Ich finde, man unterschätzt immer wieder die Ausdauer der menschlichen Torheit. Als der arme alte H. G. Wells den letzten Atemzug getan hatte, nachdem er in seiner Schrift „Der Geist am Ende seiner Möglichkeiten“ endgültig alles verworfen hatte, was er jemals gesagt oder gedacht hatte, hoffte ich zuversichtlich, daß ich zu meinen Lebzeiten wohl niemals mehr von Menschen hören würde, die „wie Götter“ seien. Wie sehr hatte ich mich geirrt! Ein Vierteljahrhundert später sollte der Leiter des King's College in Cambridge letzteren Gedanken noch maßloser auf den Gipfel der Phantasie treiben. Zweifellos

wird, wenn ich schon längst nicht mehr bin, jemand in einer so unverwüstlichen Sendung wie „Any Questions?“ (Irgendwelche Fragen?) verkünden, daß etwas mehr Abtreibung sowie ein weiteres Schuljahr beschlossen seien und daß die Antibabypille nunmehr mit der kostenlosen Morgenmilch zusammen verabfolgt werde, und dann – wird alles in Ordnung sein.

Was sollen wir mit der verrückten Geschichte von der Schweineherde, die sich den Abhang hinabstürzte, anfangen? Ich bin noch nie einem Menschen begegnet, den Geld, irdische Erfolge oder sinnliche Genüsse – ganz zu schweigen von der Betäubung, die man sich mittels Drogen oder Alkohol verschafft – glücklich gemacht hätten; dennoch jagen wir alle in der einen oder anderen Form diesen Zielen nach. Die Werbefachleute wissen das, und sie bieten sie uns in Form von Freizeit-Utensilien, Farbfernsehern, Stereoanlagen usw. laufend an und finden viele gläubige Abnehmer.

Ähnliches bieten uns auch die Politiker an, wobei sie sich oftmals auf ein unbeschreiblich willfähiges Gefolge von Akademikern und Klerikern stützen. Unterschwellig wissen wir genau, daß das alles in zunehmendem Maße hohl ist und hohler wird und keineswegs überzeugt: das Gerede von der großen Völkergemeinschaft, vom Mündigwerden der Menschheit, vom Menschen, der wie Gott ist – all diese scheinheiligen Utopien auf der F l u c h t vor Gott.

Dahin gehören auch die schieren Absurditäten der Burroughs und Becketts, die auf unseren Gräbern tanzenden Beatles sowie Allan Ginsberg mit seinem Handharmonium und jener ergötzliche alte Hindu-Mitmensch, der Maharishi, der seinen Segen dazwischenschleudert. Den kommunistischen Utopismus verdanken wir Josef W. Stalin, die Jagd nach dem Glück amerikanischen Stils Richard Nixon und den britischen Wohlfahrtsstaat Harold Wilson; wenn das nicht alle drei entlarvt, vermag nichts es. Was die wissenschaftlichen Utopien angeht, die sich drohend vor uns auftun, so haben wir auch davon einen Begriff bekommen: durch die Brutkammern und Tierfabriken und neuerdings noch durch die Organverpflanzungen, bei denen noch warmen Körpern Organe entnommen werden, mit denen andere zusammengeflickt werden – und so fort ad infinitum.

Lassen Sie mich auf den Ausgangspunkt zurückkommen: auf jenen anderen König, auf J e s u s, und auf die christliche Vorstellung, daß alle menschlichen Bemühungen, den einzelnen oder die Gesamtheit der Menschen im irdischen Sinne glücklich zu machen, dazu verurteilt sind fehlzuschlagen. Der Mensch muß tatsächlich, wie Christus sagte, wiedergeboren werden, um ein neuer Mensch zu werden; sonst ist er nichts. Das ist zumindest der Schluß, den i c h gezogen habe, nachdem es mir nicht gelungen ist, aufgrund meiner Erfahrungen in der Vergangenheit sowie angesichts unseres Gegenwartsdilemmas und unserer Zukunftserwartungen einen anderen Alternativvorschlag zu finden. Für mich persönlich heißt die A l t e r n a t i v e : Christus oder aber nichts.

Als eine Art komischen Trostes — Sie wissen, daß ich als ehemaliger Herausgeber der humorig-satirischen Zeitschrift „Punch“ nicht umhinkann, selbst in der schauerlichsten Situation nach etwas Komischem Ausschau zu halten — möchte ich ergänzend noch erwähnen, daß das, was ich soeben gesagt habe, für die meisten Menschen, die dem gegenwärtigen kirchlichen Establishment angehören, weitaus abstoßender ist als jedes Bekenntnis zum Unglauben oder zum Skeptizismus.

In zunehmendem Maße wird mir klar, daß unsere menschlichen Gegebenheiten eine Fessel sind und eine dunkle Zelle. Irdische Hoffnungen und Wünsche sind unsere Ketten; unser Ich ist das Verlies, in dessen Finsternis und Enge wir eingesperrt sind. Christus hat gelehrt, daß wir diesem entfliehen können, indem wir die Ketten unserer Wünsche abstreifen und die dunkle Zelle mit einem Fenster versehen, durch das wir einen freudvollen Ausblick erhalten auf die Gefilde der Ewigkeit und den Glanz der allumfassenden L i e b e G o t t e s. Keine Lebensanschauung (darüber bin ich mir durchaus im klaren) könnte der heute vor allem von den Massenmedien propagierten Auffassung, daß der Mensch vom Brot allein leben kann — je mehr davon er besitze, desto besser sei es —, so diametral entgegengesetzt sein wie die, die zu predigen Jesus in die Welt gekommen ist. Nichtsdestoweniger bin ich, mehr noch als von meiner eigenen Existenz, davon überzeugt, daß die Lebensweise, die zu lehren Christus in die Welt gekommen und die zu rechtfertigen er gestorben ist, so wahr und gültig bleibt wie eh und je; ebenso davon, daß alle,

die sich darum bemühen — ob jung oder alt, gesund oder krank, klug oder töricht, mit oder ohne akademischen Grad —, aus ihr leben können, weil ihnen hier, wie nirgendwo sonst inmitten des Durcheinanders unserer gequälten Welt, in allen Lebenslagen und jederzeit Erleuchtung und heitere Gelassenheit angeboten werden. Auch wenn unsere Zivilisation — was keineswegs ausgeschlossen ist — in Kürze, wie andere Kulturen vor ihr, vergehen sollte und mit ihr das institutionalisierte Christentum —: Das Licht, das Christus verbreitet, wird allen, die der Finsternis zu entgehen versuchen, auch weiterhin ebenso hell scheinen wie eh und je; die Wahrheiten, die er ausgesprochen hat, werden sie aus ihrem Dilemma und von ihren Ängsten befreien. Seine Worte werden denen, die ohne Hoffnung sind, weiterhin Hoffnung machen, den Verzweifelten Freude und denen, die ohne Liebe sind, Liebe bringen, genau wie vor zweitausend Jahren und wie in all den dazwischenliegenden Jahrhunderten.

Ich beendete meine Filmarbeiten im Heiligen Lande damit, daß ich mit einem Freunde die Straße nach Emmaus ging. Wer von Ihnen noch in der Bibel liest, wird sich an die Einzelheiten erinnern; wie kurz nach Jesu Kreuzestod Kleopas, wohl ein Verwandter der Familie Jesu, zusammen mit einem Freund von Jerusalem nach Emmaus geht und wie sie sich dabei verständlicherweise über die Kreuzigung Jesu unterhalten, die kurz zuvor erfolgt ist. Zu ihnen gesellt sich unterwegs ein Dritter, der mit ihnen Schritt hält und sich an ihrer Unterhaltung beteiligt. Da es spät ist, als die Männer ihr Ziel in Emmaus erreichen, nötigen sie diesen, mitzukommen und mit ihnen zu Abend zu essen. (Der Bericht ist so unglaublich anschaulich, daß ich schwören kann: niemand, der je zu schreiben versucht hat, kann seine Authentizität bezweifeln; die ganze Ausdrucksweise atmet Wahrheit.) Die Männer fangen also an zu essen, und da, als der Fremde das Brot bricht und dankt, wird ihnen klar, daß er kein Fremdling, sondern ihr Heiland ist.

Auch mein Freund und ich riefen uns, wie Kleopas und sein Gefährte, unterwegs die Vorgänge bei der Kreuzigung und die Folgen dieses Ereignisses — aus der Sicht freilich unserer so völlig anderen und doch so ähnlichen Welt heute — ins Gedächtnis

zurück. Es war keine Einbildung, daß auch uns sich e i n D r i t t e r zugestellte, dessen Gegenwart wir deutlich spürten. Und ich sage Ihnen —: Wohin unser Weg auch führt, wer immer die Wanderer sein mögen, stets ist dieser Dritte gegenwärtig, bereit, aus dem Dämmer hervorzutreten und uns auf dem staubigen, steinigen Wege zu begleiten.

Es ist merkwürdig, aber unleugbar, daß man heutzutage sofort als Pessimist verschrien wird, wenn man es wagt, gegenüber den Dingen dieser Welt eine gewisse Geringschätzung an den Tag zu legen, und wenn man sich erküht, über die wahrlich ungewöhnliche Hoffnung zu sprechen, die die ersten Christen aufrecht hielt, als ihr Herr von ihnen gegangen und ihre Sache, irdisch gesehen, verloren war. Mir scheint hier eine merkwürdige Pervertierung des gesunden Menschenverstandes vorzuliegen, eine ganz unsinnige Sprachverdrehung. Wie kann es, so frage ich mich, pessimistisch sein, die vergängliche Befriedigung, die uns unser sterbliches Dasein gewährt, in Frage zu stellen und ihr die bleibenden Werte gegenüberzusetzen, die uns in den Evangelien und den Briefen des Neuen Testaments angeboten werden? Ich frage mich, ob in einer der Kulturen, die es bisher gegeben hat, jemals ein derartiger Optimismus gehegt worden ist wie der, der sich darin ausdrückt, daß du und ich, sterbliche, winzige und erbärmliche Geschöpfe, dank Gottes Gnade mit Christi Hilfe danach streben dürfen, wiedergeboren zu werden, und zwar zur – wie Paulus es nennt – „herrlichen Freiheit der Kinder Gottes“. Ich frage mich, ob es je einen abgründtieferen P e s s i m i s m u s gegeben hat als den Wahn, daß wir, die wir nach den Sternen greifen oder gar darüber hinaus, deshalb unser Leben so einzu richten, so zu essen, zu trinken, zu lernen, zu huren und zu scherzen vermöchten, daß sich dadurch in der kurzen uns hier zugemessenen Spanne alle unsere Hoffnungen und Wünsche erfüllen.

Vermutlich hat die Samariterin nach ihrer Begegnung mit Jesus, die Johannes uns so eingehend geschildert hat, jedesmal, wenn sie Wasser aus Jakobs Brunnen holte, an das andere, das l e b e n d i g e W a s s e r gedacht, von dem sie gehört hatte, an das Wasser, das den, der einmal davon getrunken hat, nie wieder dursten läßt; an den Brunnen in uns, der nie versiegt. Wie kann jemand, der auch nur einen flüchtigen Blick von dem erhascht hat, was König Lear das „Geheimnis der Dinge“ nennt, d. h. vom „Leben der Seele“ – wie kann jemand, dem solches wider-

fahren ist, rein weltliche Ziele jemals wieder ganz ernst nehmen, Dinge wie sinnliche Vergnügungen oder Geld; wie sehr auch immer die Illustrierten (diese von uns selbst erdachten Manifestationen eines schrecklichen Frankenstein der Massenmedien) uns unaufhörlich davon zu überzeugen versuchen, daß unser Leben nur durch das Streben nach ihnen lebenswert wird!

Ich darf mich vermutlich für einen verhältnismäßig erfolgreichen Menschen halten oder gelte zumindest dafür; gelegentlich starren mich die Leute auf der Straße sogar an — das ist Ruhm. Ich kann mit ziemlicher Leichtigkeit so viel verdienen, daß ich mich damit für die Steilhänge der oberen Steuerklassen qualifiziere — das ist Erfolg. Ausgestattet mit ein wenig Berühmtheit und mit Geld können selbst ältere Menschen, sofern ihnen daran liegt, an sämtlichen zeitgemäßen Zerstreungen teilnehmen — das ist Vergnügen. Es ist gelegentlich vorgekommen, daß etwas, was ich gesagt oder geschrieben habe, ungewöhnliche Beachtung fand, so daß ich mir selbst einreden mochte, es handele sich um ein ernsthaftes Anliegen unserer Zeit — das ist Erfüllung. Dennoch sage ich Ihnen (und ich bitte Sie, mir zu glauben): Auch wenn man alle diese winzigen Triumphe mit einer Million multipliziert und sie zusammenzählt, sind sie ein Nichts, ja weniger als ein Nichts und ein ausgesprochenes Hindernis, verglichen mit dem, was man jenem lebendigen Wasser verdankt, das Christus allen anbietet, die im Geiste dürstet, ohne Rücksicht darauf, wer oder was sie sind. Ich frage mich, was das Leben uns zu bieten hat mit all seinen Werken und Taten in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, was möglicherweise der Erfrischung, die uns ein Trunk von diesem Wasser verschafft, die Waage halten könnte. Ich habe mir erlaubt, mich selbst als Beispiel anzuführen. Lassen Sie mich ein weiteres, viel eindrucksvolleres Beispiel zitieren. Ich werde nie vergessen, was ich als junger Mann in der „Beichte“ Tolstoj's las. Der Dichter schildert darin, daß er, wenn er in seinem Studierzimmer saß und arbeitete, einen dort befindlichen Strick verstecken mußte, aus Angst, er könnte sich damit erhängen. Das schien mir zu jener Zeit ganz ungewöhnlich. Handelte es sich doch hier um den größten Schriftsteller der Moderne; um jemand, an den ich, ein junger, aufstrebender Publizist, stets mit

äußerster Hochachtung dachte, dessen Werke mir so wunderbar vorkamen (und noch vorkommen), daß ich schon glücklich wäre, wenn ich es im Laufe meines Lebens fertigbringen würde, etwas zu schreiben, was auch nur ein Hundertstel so gut wäre wie die kürzeste und oberflächlichste seiner Erzählungen. Dieser Tolstoj, von dem Gorkij gesagt hat, solange dieser Mann lebe, werde er sich nie verwaist fühlen auf dieser Welt, dieser so unvergleich begabte, bedeutende Mann – reich, umworben, mit einem lieben Weib, einer großen Familie gesegnet – vermochte den Anblick eines Strickes nicht zu ertragen, weil er dadurch daran erinnert wurde, daß er mit seiner Hilfe womöglich das für ihn so unerträglich gewordene Leben beenden könne. Warum war das Leben für ihn so unerträglich? Weil er von den Hoffnungen und Begierden dieser Welt bestürmt wurde. Noch trostloser aber war es – das wußte er durchaus –, wenn diese sich verwirklichten, als wenn einen nur danach verlangte. Im Grunde war das Leben so unerträglich für ihn, weil er einsam war und sich in einer fremden Welt fürchtete. Dann aber, so berichtete er, verlor er sich in der Liebe Jesu Christi, von der, wie es bei Paulus heißt, „nichts uns scheiden“ kann, wenn wir an ihr festhalten – weder Trübsal noch Angst, noch Verfolgung, weder Hunger noch Blöße, noch Fährlichkeit, noch Schwert. Wir wissen, daß Tolstoj daran festgehalten hat, so daß er nicht nur einer der größten Dichter, sondern auch einer der größten Christen in neuerer Zeit wurde. Dadurch zog er sich zwangsläufig die unbarmherzige Feindschaft seiner Kirche und ihrer Hierarchie zu; demgegenüber hatte er aber die unvergleichliche Genugtuung, seinen erhabenen Geist nicht bloß zur Unterhaltung seiner Zeitgenossen zu betätigen (damit zugleich sich selbst bereichernd und seine natürliche Eitelkeit fördernd), sondern nun auch die süßen Wahrheiten lebendig zu erhalten, um derenwillen Christus gestorben ist. So schrieb er von der Vergebung, von der Brüderlichkeit, von der Liebe zu Gott und zu den Mitmenschen; er schrieb davon, daß wir dieser Welt absterben müssen, um als andere Menschen mit neuen Wertvorstellungen wiedergeboren zu werden, mit einer neuen Hoffnung und einer neuen, unaussprechlichen Freude, die uns zu offenbaren Christus in die Welt gekommen ist. Mit fester Stimme konnte er das Gebet des heiligen A u g u s t i n u s nachsprechen,

das jeden so unendlich ergreift, der sich, wenn auch noch so unzulänglich, darum bemüht, sich anderen durch das gesprochene oder geschriebene Wort verständlich zu machen: „Laß mich dir darbringen als Opfer den Dienst meiner Gedanken und meiner Zunge; doch zuvor schenke mir, was ich dir darbringen kann.“

Mir scheint, wir sollten bei allen Dingen mehr nach dem Komödiantischen darin Ausschau halten. Die Erbauer unserer mittelalterlichen Dome wußten, wie sie taten, als sie an den majestätischen Bauwerken feixende Wasserspeier und ähnliche Figuren anbrachten. Der Sündenfall ist, wie Chesterton einmal schmunzelnd dargelegt hat, nur ein in kosmische Proportionen umgemünzter Scherz des Ausrutschens über eine Bananenschale. Nun – das Drollige ist, daß vor hundert Jahren niemand als erstaunlich oder gar abwegig empfunden hätte, was ich hier heute auf dieser schottischen Kanzel ausspreche, obwohl manch einer vielleicht bedenklich die Augenbrauen in die Höhe gezogen hätte dort unten auf den Bänken, wenn einem russischen Schriftsteller in so überschwenglicher Weise Lob gezollt worden wäre, einem Dichter, der – wie verdient er sich sonst auch gemacht haben mochte – auf jeden Fall kein schottischer Presbyterianer war.

Heute ist das anders. Viele führende Männer und Geistliche der verschiedenen christlichen Denominationen betonen ausdrücklich, daß das Reich Christi – ganz im Gegensatz zu dem, was er selbst darüber geäußert hat – von dieser Welt und daß es daher von allergrößter Bedeutung sei, die Schätze dieser Erde immer verschwenderischer zu verteilen. Der unheilvolle Satz vom Streben nach dem Glück, der seinerzeit beinah in die amerikanische Unabhängigkeitserklärung hineingeraten wäre und der in der Praxis gewöhnlich die Jagd nach dem Vergnügen beinhaltet, stützt heute in erster Linie den Kult des Geschlechtlichen. Jeder, der die Vermutung äußert, daß dieses Streben nach dem Glück heute in entgegengesetzter Richtung verläuft wie die Lebensführung, zu der uns das Neue Testament auffordert, wird mit Sicherheit als ein Lebensverächter (Mucker) verurteilt, als einer, der in geradezu gotteslästerlicher Weise die Welt Gottes und das Geschöpf, das nach seinem Bilde gemacht wurde: den Menschen, verleumdet.

Pfarrer, die elektrische Gitarren zupfen, klagen Gott in aller Öffentlichkeit an; von bischöflichen Stimmen wird Gott in die tiefsten Tiefen der Finsternis verbannt; außerhalb (und zuweilen auch innerhalb) der Kirchen wird beharrlich betont, daß „fleischlich gesinnt sein“ Leben bedeute; daß es das *Fleisch* sei, das belebe, und der Geist, der nichts nütze. Ich spreche hier — das darf nicht unerwähnt bleiben — nur über Dinge, die ich in bescheidenem Umfange selbst erlebt habe. Der römisch-katholische Kaplan der Universität Edinburgh und eine Anzahl seiner Kollegen erhoben die bittersten Vorwürfe gegen mich als den gewählten Vertreter der Studentenschaft und gegen meinen Besitzer und Freund Allan Frazer, weil wir, statt die Forderung nach unterschiedloser Verteilung von Verhütungsmitteln an die Studenten gutzuheißen, zurücktraten. Soweit mir bekannt ist, trat kein kirchlicher Würdenträger (mit einer einzigen rühmlichen Ausnahme: ein Vertreter der schottischen Freikirche) öffentlich für uns ein, obwohl zwei oder drei Herren uns privat immerhin ihre Sympathie zum Ausdruck brachten. Es gibt viele andere und bedeutendere Beispiele dieser Art, die mich veranlassen, in aller Aufrichtigkeit zu behaupten, daß die leitenden Männer der Kirchen und die Geistlichkeit meiner Meinung nach unverantwortliche Zugeständnisse an die Scheinsitten und an den Materialismus unserer Zeit machen. Sofern sie sich nicht schleunigst und in aller Entschiedenheit zu einer anderen Haltung durchringen, würde es mich persönlich außerordentlich überraschen, wenn in etwa zehn Jahren das institutionalisierte Christentum überhaupt noch existieren sollte — auf welchen Verfall eine ganze Anzahl von ihnen denn auch zuversichtlich hofft. In diesem Punkt zumindest werden sich ihre Hoffnungen wahrscheinlich erfüllen. Wenn der christliche Glaube tatsächlich auf dem beruhen würde, was diese „leitenden“ Männer der Kirche sagen, d. h. auf dem angeblichen Konsensus, den sie zu erlangen suchen, dann hätte ich längst jede Hoffnung aufgegeben, daß dieser Glaube überleben wird. In Wirklichkeit jedoch liegt der Wert des Christentums selbstverständlich in der ihm innewohnenden ewigen Wahrheit. Was der lebendige Christus den Menschen je bedeutet hat und noch bedeutet, das wird standhalten — auch wenn der Vatikan längst eine Ruine sein wird wie heute das Kolosseum und

wenn die Touristen sich durch die Trümmer des erzbischöflichen Palastes in Canterbury schieben werden wie heute durch die Trümmer des Herodes-Palastes. Ohne Zweifel hätte ein zündendes Vorwort von Kaiser Tiberius seinerzeit dazu beigetragen, die Briefe des Paulus zu popularisieren, und wenn die Apostel ihre Lehre der damaligen Verderbtheit angepaßt hätten, wäre ihnen vielleicht ein größeres Publikum beschieden gewesen. Indessen — sie gingen genau umgekehrt vor. Im Namen Jesu Christi forderten sie alles von den Menschen: die völlige Unterwerfung ihres Ich; sie forderten, daß sie die Vorurteile dieser Welt verwarfen; sie verlangten, daß der Mensch sterbe, damit er neu geboren werde. Und das alles taten viele Menschen — freiwillig. Diesem Geschehen entspricht die Erfahrung, daß Menschen, von denen wenig verlangt wird, dazu neigen, nichts von sich aus zu tun — eine Feststellung, die durchaus zur Grabschrift des institutionalisierten Christentums im zwanzigsten Jahrhundert werden könnte.

Wenn man auf die soziale Bedeutung unserer zeitgenössischen, so zuversichtlichen Haltung gegenüber den irdischen Möglichkeiten der Menschen blickt, dann öffnet sich einem ein Schauplatz reinsten Phantasie, einer Phantasie, die so zügellos ist, daß sie zur Satire geradezu herausfordert. Wenn die Wortführer der Vegetarier die wohlhällische Schlachter-Innung um Aufnahme als Mitglieder ersuchen würden, dann wäre das nicht annähernd so lächerlich wie der Anblick, den die Kirche bietet, indem sie sich auf den materialistischen Fortschrittsglauben und auf die Idee beruft, politische Freiheit lasse sich mit den Mitteln der Macht und das Reich Gottes durch allgemeinen Wohlstand verwirklichen. Wie beneidenswert sind Historiker in der Nachfolge des alten Aufklärers Edward Gibbon, die die hinter uns liegenden Jahrhunderte auf das erheiternde Schauspiel des marxistisch-christlichen Dialogs hin in dem Bemühen untersuchen, gemeinsame Grundlagen zwischen dem brutalen Atheismus des „Kommunistischen Manifestes“ und der Bergpredigt herzustellen! Wie beneidenswert jene frommen Geistlichen, die sich irgendwie wütenden Volksmassen anschließen und nach der Black Power schreien, nach „studentischer Mitbestimmung“ u. dgl. oder die irgendeine andere radikale Losung nachplappern! Wie beneidens-

wert auch jener anglikanische Bischof in Gamaschen, der sich für Lady Chatterleys Liebhaber einsetzt! Aus derartigem Irrsinn — das versichere ich Ihnen — spricht die Verzweiflung von Berufskomödianten.

Das Bedauerliche an jeder im irdischen Sinne guten Sache ist, daß sie dazu geeignet ist, früher oder später irgendwie zu triumphieren. Wenden wir uns einen Augenblick der unglückseligen Zwangslage zu, in der sich jene sogenannten „Christlichen Sozialisten“ befinden, die den Aufstieg der Labour Party mit dem Kommen des Reiches Gottes gleichsetzten —: Welche Gefühle mögen sie heute bewegen? Oder denken wir an jene anderen, die im Sowjet-Kommunismus die Erfüllung der christlichen Hoffnungen und Erwartungen sahen —: Was mögen sie empfinden, seit die ganze Schurkerei der Stalin-Herrschaft zutage getreten ist? Alle rein menschlichen Hoffnungen sind trügerisch, weil sich ihre Verwirklichung stets als eine Täuschung erweist — wie denn auch im Magnifikat, im Lobpreis der Mutter Jesu so großartig zum Ausdruck kommt, daß die Mächtigen von ihrem Thron gestoßen und die Niedrigen und Schwachen erhoben werden sollen. Indessen — auch hier sollten wir nie vergessen, daß die Niedrigen und Schwachen, sobald sie erhöht werden, ihrerseits mächtig werden und dann dazu taugen, gestürzt zu werden.

Solche und andere Phantasien gehören in die Zeit des Zwiellichts vor der hereinbrechenden Nacht. Wenn ich auch nicht die Absicht habe, in apokalyptischen Voraussagen zu schwelgen, so ist doch offenkundig genug, daß auch der letzte, unsichere Halt von Recht und Ordnung aus unserer Zeit verdrängt wird. Was uns erwartet, ist die *F i n s t e r n i s*. Genau das war auch die Situation, in die hinein der christliche Glaube geboren wurde; es kann daher durchaus sein, daß eben dies die Voraussetzung für dessen Wiedergeburt ist. Im Heiligen Lande trifft man noch heute überall auf die Ruinen des großen römischen Weltreiches und damit einer Weltordnung, die in den Tagen Jesu Christi gesund, allumfassend und unangreifbar zu sein schien. Wer hätte damals voraussehen können, daß die Worte eines unbekanntenen Lehrers, der in einem entlegenen Vorposten-Winkel dieses Weltreiches lebte, zur Grundlage einer neuen, großartigen Kultur werden sollten, zur Grundlage einer (jetzt allerdings zu Ende gehenden) zweitausendjäh-

rigen Epoche des Christentums —; daß sein schmähhlicher Hinrichtungstod in den Menschen die erhabensten Gedanken auslösen, daß er die kostbarsten Kunstwerke hervorbringen, die uneigennützigste Hingabe und die vollkommenste Liebe bewirken würde, die die Welt bis jetzt gekannt hat —?

Entsprechendes gilt für heute. Wer kann sagen, was nach uns kommt, die wir uns so stark gemacht haben und uns doch so schwach und hilflos vorkommen, die wir materiell so reich und im Geiste so arm geworden sind, die wir so viel wissen und so wenig begreifen? Ich muß in diesem Zusammenhang daran denken, was ich einmal über einen im vierten Jahrhundert lebenden Mann namens Paulinus gelesen habe. Da dieser Paulinus die kommende Finsternis voraussah, beschloß er, ein L i c h t anzuzünden und es in einem christlichen Heiligtum ununterbrochen brennen zu lassen. Wie gern täte auch ich dasselbe: ein kleines Licht anzünden, um kundzutun, daß das Licht der Liebe Jesu Christi in seiner erleuchtenden Klarheit noch immer scheint und daß es auch weiterhin allen scheinen wird, die Augen haben, um zu sehen, ein Herz, um zu lieben, und eine Seele, um zu glauben — wie dunkel es auch, wie groß das Gefühl der Verlorenheit auch sein mag!

Gebt dem Kaiser . . .

Aus der Ankündigung geht hervor, daß ich zu Ihnen über den christlichen Glauben und die Probleme der Welt sprechen soll.

Lassen Sie mich bitte ganz offen erklären: ich glaube nicht daran, daß es so etwas wie „Weltprobleme“ gibt; ich glaube vielmehr, daß es nur ein menschliches Problem, nämlich das Problem der Existenz des Menschen in dieser Welt gibt. Sofern Weltprobleme bestünden, wäre ich außerdem sehr skeptisch, ob es eine spezifisch christliche Antwort darauf gäbe oder überhaupt geben könnte. Bei dem in diesem Zusammenhang für uns entscheidenden, im Neuen Testament geschilderten Vorfall mit dem Zinsgroschen handelt es sich um die an Jesus gerichtete Frage, ob es dem Gesetz entspreche, dem Kaiser Steuern zu zahlen. Mit seiner Antwort, die höchst geistreich und – wie ich vermute – zum Teil ironisch gemeint war und die besagt, daß wir dem Kaiser geben sollen, „was des Kaisers ist“, und Gott, „was Gottes ist“, wich Jesus geschickt der Frage aus, um die es hier eigentlich ging: der Frage nach dem jüdischen Nationalismus. Es gibt eine Ideologie (der es auch kirchlicherseits nicht an Unterstützung fehlt), derzufolge Christus eine Art „Che“ Guevara war, und ich bin durchaus darauf gefaßt, daß demnächst eine Übersetzung des Neuen Testaments herauskommt, in der deutlich gemacht wird, daß die früheren Übersetzer sich irrten, weil sie nicht nachdrücklich berücksichtigt hätten, daß Jesus ein militanter jüdischer Nationalist gewesen sei. Nun – die Kaiser, denen nach den Worten Jesu Christi Steuern zustanden, sind seit langem von der Bildfläche verschwunden, und heute, knapp zweitausend Jahre später, triumphiert in Jerusalem endlich der jüdische Nationalismus. Gleichwohl steht keine dieser beiden Tatsachen für mich in irgendeinem Zusammenhang mit der Botschaft, um deretwillen Christus in die Welt kam, oder mit dem Leben, das zu führen, und dem Tod, den zu sterben er erschienen war.

Was aber hat es denn nun mit unserem kurzen Erdenleben auf sich? Die Massenmedien – ich denke dabei an das Fernsehen, an die Illustrierten, Magazine, Zeitungen usw., an all die verschiedenen Organe jenes ungeheuren Apparates unserer Epoche, der der

Überredung der Menschen dient – haben auf diese Frage eine eindeutige Antwort zur Hand. Danach kommt es darauf an, in Sachen Geld, Sex und Ruhm erfolgreich zu sein, wobei der besseren Wirkung wegen auch Gewalttätigkeiten nicht auszuschließen sind. Wer sich den Trends unserer Zeit, wer sich dem Geschlechtsgenuß und dem Wohlstand nicht verschließt, der kann sich einbilden, aus dem vollen zu leben; umgekehrt muß sich für ausgestoßen und enteignet halten, wer keinen „Appeal“ besitzt, wer physisch unattraktiv oder gar arm ist. Jeder, der aus Erfahrung weiß, wie die Welt wirklich ist, muß erkennen, daß diese Hirngespinnste unserer Massenmedien eine absolute Absurdität darstellen. Wir leben keineswegs in einer glücklichen Epoche, nicht einmal (oder doch nur teilweise) ihre offenkundig größten Nutznießer. Die Länder der Erde, in denen die Voraussetzungen für ein materiell und sinnlich verstandenes Glück in so überreichem Maße erfüllt sind – ich denke an Kalifornien und Skandinavien –, sind zugleich diejenigen Länder, in denen Verzweiflung, Geisteskrankheiten und andere Übel unseres Jahrhunderts besonders häufig anzutreffen sind. Das Sich-Ausleben, die allgemeine Erotisierung, untermauert von der Antibabypille und der legalisierten Abtreibung, ist ein Freude verheißender Weg, der heute zu nichts als Übersättigung, Überdruß und Ekel führt. Die Reichen sind gewöhnlich entweder unglücklich oder verdreht; die Karrieremacher rackern sich unentwegt weiter ab, um der Welt und sich zu beweisen, daß ihre Erfolge sich lohnen. Die Gewalt, kollektiv und einzeln verübt, befindet sich auf dem besten Wege dazu, uns alle und was von unserer Kultur noch übriggeblieben ist, gänzlich zu vernichten.

Bei dieser Beurteilung der Verhältnisse handelt es sich – das versichere ich Ihnen – nicht um leere Theorie. Ich habe vierzig Jahre lang für die verschiedensten Medien gearbeitet: ich weiß, wie sie funktionieren, und ich kenne die Männer, die sie handhaben, sowie die Motive, von denen sie sich leiten lassen; einige ihrer Hebel habe ich sogar selbst in der Hand gehabt. Wenn ich Ihnen sage, daß diese Medien das Leben keineswegs reicher, sondern daß sie es ärmer machen, dann spreche ich aus unmittelbarer, persönlicher Erfahrung. Natürlich werden Sie mir keinen Glauben schenken; war doch schon Pascals Hinweis darauf ver-

geblich, daß es zur Ironie unserer menschlichen Situation gehört, mit aller Inbrunst Ziele zu verfolgen, deren Wertlosigkeit uns bekannt ist. Wie kann da ich in meinem Alter, obwohl überzeugt von der Wahrheit des eben Gesagten, noch auf Zustimmung hoffen oder gar nach Beifall und öffentlicher Anerkennung trachten, da man doch immer wieder in nachdrücklichster und unmißverständlichster Weise erfährt, daß derlei Genugtuungen im Grunde nur einen tieferen, quälenderen Hunger hervorrufen als den, den sie stillen sollten! Immerhin zog es selbst einen so bedeutenden Mann wie den Kirchenvater Augustin noch nach vielen Jahren eines reinen Lebens wie an einem seidenen Faden wieder in die Sackgasse des Ichs und der Sinne, obwohl er doch zu den edelsten Geistern aller Zeiten zählt und sich so leidenschaftlich dem Dienste seines Gottes und Heilandes verschrieben hatte. Ich stelle ihn mir vor, wie er als Bischof in Nordafrika im numidischen Hippo aus dem Fenster schaut und über die Erhabenheit des Mittelmeers staunt, über die (wie er sich ausdrückt) „wechselnden Farben, die es wie ein Kleid aus- und anzieht“, und wie er darüber nachsinnt, wie wohl der Lohn der Seligen aussehen mag, wenn schon uns unglücklichen, gestraften Menschen eine solche Schönheit zuteil wird —; so anschaulich, so menschlich und so großartig ist das alles.

Gibt es einen Ausweg? Heute werden viele Auswege angepriesen. Zum Beispiel der des „Protestes“, wie man es nennt, ein Ausweg durch bloße zerstörerische Gewalt und Gesetzlosigkeit: Nieder mit allem und jedem, uns selbst eingeschlossen! Dann die Flucht auf den künstlichen Flügeln der Narkotika sowie der Erotika und Aphrodisiaka. Oder die Flucht in die totale Passivität: Man weigert sich, mitzumachen; man bleibt untätig auf dem Boden des Bootes liegen, unbekümmert darum, wohin das Schlagwasser es treiben wird und wer an der Ruderpinne sitzt. Ich kann nachfühlen oder verstehe doch zumindest in gewissem Grade, wie es zu solchen Ausflüchten kommt; dennoch aber muß ich sagen, daß es sich dabei nur um Sackgassen handelt, die zu nichts führen. Wenn Zerstörungswut und Gesetzlosigkeit ihr Werk verrichtet haben, bleibt nur noch die Wahl zwischen dem Chaos und der Tyrannei, und die große Mehrheit der Menschen

wird, vor eine solche Wahl gestellt, sich stets für letztere entscheiden oder sie sich aufzwingen lassen. Die Kunststoff-Flügel halten nicht lange, und wer da wähnt, von ihnen in den Himmel emporgetragen zu werden, fällt alsbald mit seinem Eigengewicht als zerrender Last zu Boden. Wer sich vor jeder Verantwortung drückt, wird schließlich sich selbst und anderen ein Greuel.

Eine Ausflucht, die anscheinend mehr verspricht, ist die Vorstellung von einer sozialen und gesellschaftlichen Erneuerung. Wir sollen für eine gerechtere, brüderliche *G e s e l l s c h a f t* eintreten und agitieren, für eine Gesellschaft, aus der alles Böse – wie Krieg, Rassismus, wirtschaftliche Ausbeutung, menschliche Leiden – eliminiert ist. Damit wird indessen ein Punkt berührt, an dem die sogenannten Weltprobleme erst richtig auftauchen. Wir marschieren durch die Straßen unserer Städte und stimmen unisono „Ho, Ho, Ho Tschì Minh!“ an, weil wir so närrisch sind, uns weiszumachen, daß wir dadurch dessen Sieg im Vietnamkrieg herbeiführen könnten. Wir verhöhnen lauthals einen beliebigen Redner, der in Rassefragen stufenweise Lösungen vorschlägt, und glauben damit der Apartheid und den Segregationisten in der ganzen Welt einen tödlichen Hieb zu versetzen. Und so fort. Diese Art demonstrativer „Tugend“ hat, vom Standpunkt vieler geistlicher und weltlicher Evangelisten aus betrachtet, den großen Vorteil, daß es sich bei ihr um gut verkäufliche Ware handelt. Wie schwer, wie verzweifelt schwer ist es dagegen, das so hartnäckige eigene Ich an die Kandare zu nehmen, Stolz und Eitelkeit abzulegen und den Weg des Kreuzes einzuschlagen! Und wie leicht, wie nahezu lächerlich-einfach demgegenüber: Ho Tschì Minh zu applaudieren oder den Verfechter einer gegnerischen Meinung niederzuschreien –!

Vielleicht ist das Streben nach der vollkommenen Gesellschaft und dem kollektiven Glück, worauf man während des letzten halben Jahrhunderts so leidenschaftlich bedacht war, in seinen Ergebnissen deswegen so enttäuschend, weil es so bequem ist. Zwei Weltkriege, zahlreiche Revolutionen, erhebliche politische Anstrengungen zur Humanisierung unserer wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse haben das Leben der Menschen des Abendlandes keineswegs freundlicher gemacht und erst recht nicht das Leben der Menschheit insgesamt. Kann jemand, der die Gescheh-

nisse der letzten Jahrzehnte einer ehrlichen Überprüfung unterzieht — die Millionen und Abermillionen getöteter und heimatvertriebener Menschen, die mutwilligen Zerstörungen, die beinahe unfaßbaren Grausamkeiten eines Hitler und Stalin, die irrsinnige Jagd nach Reichtum und Sensation —, kann ein solcher Mensch wirklich noch ernsthaft behaupten, daß wir in geistiger, sittlicher oder auch nur materieller Hinsicht „vorangekommen“ sind? Wir leben angeblich in einem Jahrhundert des Himmelreichs auf Erden. Zahlreich und sehr unterschiedlich sind seine Propheten und seine äußeren Erscheinungsformen, wie etwa der American Way of Life, der Wohlfahrtsstaat oder jene Neue Zivilisation, die Leute wie Shaw und Webbs gar in den Ungeheuerlichkeiten Stalins zu entdecken glaubten; doch — was da über uns gekommen ist, läßt sich insgesamt wohl richtiger als ein Reich der „Hölle auf Erden“ bezeichnen. Vermutlich schon in Kürze dürfte es der Vergessenheit anheimfallen, wobei es massenweise radioaktiven Staub zurücklassen wird — als eine Art Denkmal menschlicher Torheit, jener Torheit nämlich, die da glaubt, daß der Mensch sein Schicksal selbst in der Hand habe.

Zu meiner Freude stelle ich fest, daß der U t o p i s m u s entschieden im Abnehmen begriffen ist — wenngleich einige graduierte Akademiker sowie unreife Studenten noch weiterhin Handel damit treiben. Immer weniger Menschen teilen die Auffassung der Zierde unserer Intelligenz von gestern, daß in der UdSSR das Paradies von den Menschen zurückerobert worden sei; und auch wer in die USA auswandert, tut das heute nicht mehr, um dort ein idealeres, sondern nur, um ein reicheres Leben zu führen. Die einzigen unbeirrbar Herolde unserer Wohlfahrtsstaatlichkeit (wenn man sie so nennen darf) finden sich unter den Soziologen und Statistikern; selbst die protestierende Jugend sieht sich vielfach genötigt, ihre Hoffnungen lieber auf Gestalten wie Mao Tse-tung zu fixieren (von dem man, weil er weit weg ist, nur wenig weiß), als auf anfechtbarere Erlöser, die gleichsam näher zur Hand sind. Leider — und das ist das Bedauerliche — ist jede gerechte Sache auf Erden, wie bewundernswert ihre Intentionen auch seien, wie ernsthaft ihre Verfechter sie auch verteidigen mögen, im Falle ihres Sieges auch dessen Gefahren ausgesetzt. Hugh Kingsmill (ein Schriftsteller, den ich außerordentlich schätze) hat

diesen Sachverhalt einmal folgendermaßen formuliert: „Das Göttliche im Menschen ist nur schwer faßbar, und der Mensch gerät leicht in Versuchung, ihm mit einem Sammelbegriff Ausdruck zu verleihen — ‚Kirche‘, ‚Nation‘, ‚Führer‘, ‚Gesellschaftssystem‘ sind solche Sammelbegriffe —, damit er es müheloser verwirklichen und ihm mit größerem Gewinn dienen kann. Doch der Versuch, das Reich Gottes in irdischer Gestalt zu veräußern, muß zwangsläufig in einer Katastrophe enden; denn das Reich Gottes läßt sich weder durch Freibriefe noch durch Verfassungen noch durch Waffen etablieren. Alle, die sich allein auf den Weg begeben, werden es gemeinsam erreichen; alle, die es in Gesellschaft zu erreichen versuchen, werden an sich selbst zugrunde gehen.“

Was also bleibt uns, wenn wir uns von den als zu leicht befundenen Utopien abwenden? Antwort: nur der christliche Glaube. Lassen Sie mich zum Schluß versuchen, Ihnen so kurz und schlicht wie möglich zu sagen, was das für mich beinhaltet. Ich spreche dabei als ein Mensch, der weder theologisch noch philosophisch geschult ist. Die verschiedenen Dogmen des institutionalisierten Christentums — wie beispielsweise die Lehre von der Dreieinigkeit oder die von der unbefleckten Empfängnis — berühren mich überhaupt nicht. Ich empfinde ihnen gegenüber weder Glaube noch Unglaube und somit keinerlei Neigung, sie zu verteidigen oder zu leugnen; ich halte sie für ebenso begreiflich wie harmlos und darum, was mich betrifft, für völlig bedeutungslos. Auch die „Geschichtlichkeit“ der Evangelienberichte über die Geburt Jesu, über sein Leben und Sterben beunruhigt mich nicht im geringsten; falls morgen weitere Schriftrollen am Toten Meer aufgestöbert werden sollten, aus denen hervorginge, daß sich, irdisch gesehen, nicht alles, verglichen mit der in den Evangelien überlieferten Weise, exakt so zugetragen hat, so würde das auf meine Einstellung zum christlichen Glauben nicht den geringsten Einfluß haben. Sogenannte Legenden sind unter den Gegebenheiten der menschlichen Grundsituation meist sachdienlicher und in diesem Sinne auch „wahrer“ als die Geschichte, deren Dokumentationen in Wirklichkeit meist nur die Propaganda des Siegers darstellen. Demgemäß halte ich beispielsweise den Schöp-

fungsbericht der Bibel, was den Ursprung und die Entwicklung der Menschheit angeht, für wesentlich weitblickender als etwa die „Fakten“ irgendeiner Evolutionstheorie.

Für mich ist der christliche Glaube ein sehr helles Licht, besonders heute, weil die Finsternis, von der es umgeben ist, so tief und undurchdringlich ist. Diese seine Helligkeit lenkt meinen Blick unerbittlich auf sich, selbst wenn ich – und das ist manchmal durchaus der Fall – mich ihr entziehen möchte. Christus hat gesagt, er sei das Licht der Welt, und er hat uns geheißen, unser Licht vor den Leuten leuchten zu lassen. Etwas von diesem Licht an sich zu haben, es immer im Auge zu behalten (wie in Bunyans Erzählung der Evangelist dem Pilger zu tun befahl), bedeutet den Himmel; von ihm abgeschnitten zu sein, die Hölle – zwei Erfahrungen, die sich ebenso ins Gedächtnis zurückrufen und beschreiben lassen wie die Tatsache, daß ich heute morgen aufgestanden und nach Oxford gefahren bin. Ohne dieses Licht bleiben wir eingesperrt in den trostlos winzigen Kerker unseres Ichs; wenn das Licht hereinbricht, fühlen wir uns plötzlich frei und neugeboren, und vor uns tut sich der Blick in die Ewigkeit auf: Alle Menschen sind Brüder und Schwestern – eine einzige Familie mit einem Vater im Himmel, vor dem im wahrsten Sinne des Wortes alle gleich sind. Alle Menschen verdienen daher einer des anderen dauernde Rücksichtnahme und Liebe.

„Worte, alles bloß Worte!“ höre ich Sie sagen. Jawohl, Worte; doch darüber hinaus noch etwas anderes. Dahinter steht nämlich ein Mensch, der, wie wir, geboren wurde und gelebt hat; dessen Gegenwart und Lehre Menschenalter auf Menschenalter hindurch nicht aufgehört haben zu leuchten, wie sie schon seinen Jüngern und allen, die ihm in vielen Jahrhunderten begegneten und lauschten, geleuchtet haben. Ein Mensch, der gestorben ist, der aber nichtsdestoweniger auf einmalige Weise lebendig geblieben ist und bleiben wird. Ein Mensch, der uns die geheimnisvolle Aussicht eröffnet hat, daß wir sterben müssen, um zu leben; der alle Werte der Welt auf den Kopf stellte, indem er erklärte, daß es auf die Schwachen, nicht auf die Starken ankomme, auf die Einfältigen, nicht auf die Gebildeten; der begriffen hatte, daß nicht die Reichen, sondern die Armen selig sind. Ein Mensch, der am Kreuz den Todeskampf kämpfte und starb; dessen Kreuz

zum Symbol der wildesten und süßesten Hoffnungen wurde, die je gehegt wurden, und das auch die edelsten und freudenreichsten Menschen erleuchtete.

Und heute? Ich kann als alternder und höchst unbedeutender Zeitgenosse nur sagen, daß ich mich weit und breit, innerhalb und außerhalb meines eigenen Kopfes und Herzens gewissenhaft umgeschaut, daß ich aber außer jenem Menschen und seinen Worten nichts gefunden habe, was uns eine *A n t w o r t* auf das Dilemma unserer traurigen und gequälten Gegenwart anbietet. Wenn sein Licht erlischt, dann gibt es — jedenfalls was mich betrifft — kein anderes Licht mehr.

Menschen wie Gott

Heute möchte ich über die meines Erachtens allein lebenswichtige *F r a g e* unserer Zeit zu Ihnen sprechen. Einfach formuliert lautet diese Frage: Bestimmt Gott oder bestimmen wir selbst unser Leben?

Eine große und wachsende Zahl von Menschen, darunter auch viele im weltlichen Sinne mächtige und einflußreiche Kleriker, ist der Ansicht, daß nunmehr der Mensch selbst mit der Leitung seiner Angelegenheiten betraut sei. Galt es früher als das höchste Ziel des Menschen, zu erkennen, worin der göttliche Ratschluß für sein Leben bestehe, und gab es für ihn nichts Höheres, als sich danach zu richten, so werden wir heute aufgefordert, o h n e Gott fertigzuwerden und uns selbst die Herrschaft über die Welt zuzuerkennen, d. h. über das Weltall ebenso wie über unser aller und unser persönliches Schicksal. Gott (sofern es ihn je gab) ist tot — sagt man uns; als Begriff wird er nicht mehr benötigt. Wir wissen, so heißt es, inzwischen genug über uns und unsere Umwelt und haben alles soweit im Griff, daß wir es selbst steuern und führen können. Unsere Lehrzeit ist beendet; die Menschheit ist mündig geworden, und die Stunde ist da, das Kommando über uns und unsere Welt in eigener Vollmacht zu übernehmen.

Lassen Sie mich sogleich aussprechen, daß ich diese Gedanken für unsinnig halte, weil sie, wenn man daran festhält, sehr wahrscheinlich katastrophale Folgen zeitigen werden. In Sage, Literatur und Geschichte begegnen wir immer wieder dem Menschen, der sich einbildet oder erhofft, selbst ein Gott zu sein. Schon im Paradies sagte die Schlange zu Eva, wenn sie von dem verbotenen Baum aße, würden Adam und sie „sein wie Gott“. Die römischen Kaiser bestanden in ihrer Verblendung darauf, daß man ihnen göttliche Ehren erwies; und auch in unserer Zeit hat sich eine ganze Reihe widerlicher Diktatoren erhoben, die sich eine alles Recht, alle Billigkeit und Vernunft überschreitende Vollmacht anmaßen. Statt sie wie Gott werden zu lassen, führte der Ungehorsam Evas ganz im Gegenteil dazu, daß Adam und sie aus dem Paradies vertrieben wurden — Eva, um unter Schmerzen Kinder zu gebären, Adam, um im Schweiß seines Angesichts den Acker zu bestellen, von dem er genommen war. An die vergötterten römischen Herrscher erinnert man sich, wenn überhaupt, nicht als an Gottheiten, sondern als an phantastisch absurde Gestalten, und wir alle haben miterlebt, wie zeitgenössische Diktatoren einer nach dem anderen einem schmachvollen Ende entgegengegangen sind. Glaubte nicht auch der Kreter I k a r u s, sich auf seinen Flügeln aus Wachs und Federn in den Himmel emporheben zu können? Und mußte er nicht erleben, daß das Wachs schmolz, als er der Sonne zu nahe kam, so daß er wie Senkblei ins Meer stürzte? Nicht einmal Christus erlaubte seinen Jüngern, ihn „gut“ zu nennen; denn: „gut ist nur einer“. Und als die Jupiterpriester in dem kleinasiatischen Lystra Paulus und Barnabas Opfer darbringen wollten, zerrissen die beiden ihre Kleider und sagten: „Ihr Männer, was macht ihr da? Wir sind auch sterbliche Menschen gleich wie ihr und predigen euch das Evangelium, daß ihr euch bekehren sollt von diesen falschen Göttern zu dem lebendigen Gott.“

Sehr wahrscheinlich wird keines dieser Beispiele dem Dünkel des naturwissenschaftlich gebildeten Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts den Boden unter den Füßen wegziehen — dieses Jahrhunderts mit seiner merkwürdigen Mischung aus Fachwissen und Erkenntnis, dogmatischer Anmaßung und kindlicher Leichtgläubigkeit. Mit einer gewissen Befriedigung muß man allerdings

feststellen, daß selbst einer der leidenschaftlichen Verfechter der These, die Menschen seien wie Gott, sich kürzlich besorgt darüber geäußert hat, daß der Mensch sich womöglich übernehmen könne. „Wenn wir die nächste Generation nicht lehren“, so heißt es in dieser Äußerung, „daß die Menschen es sich nur leisten können, Atheisten zu sein, wenn sie auch die sittliche Verantwortung Gottes übernehmen, sind die Aussichten der Menschheit entschieden trübe.“ Ja, wahrhaftig trübe!

Die Erfolge der *Naturwissenschaften* scheinen außerordentlich groß zu sein. Wir können uns mit unvorstellbarer Geschwindigkeit fortbewegen, wir werden in Kürze noch woanders als auf dem Mond landen und die Milchstraße erforschen. Wir können unsere Worte, ja sogar unser Lächeln durch die Luft über Tausende von Kilometern hinweg anderen Menschen hör- bzw. sichtbar machen. Wir können Flüsse zwingen, in entgegengesetzter Richtung zu fließen, können Wüsten bepflanzen und mühelos alle menschlichen Bedürfnisse in überreichem Maße befriedigen, angefangen bei der Herstellung von Kartoffelchips bis hin zum Bau von Wolkenkratzern; wir können vom köstlichsten Gelee bis hin zu riesigen Computern so gut wie alles machen. Das ist in der Spanne eines Menschenalters möglich geworden. Brauchen wir uns also darüber zu wundern, daß diejenigen, die das zustandegebracht haben, sich selbst nicht mehr wie bloße Menschen, sondern wie Götter vorkommen? Brauchen wir uns darüber zu wundern, daß sie sich göttliche Funktionen anmaßen und das Recht für sich in Anspruch nehmen, selbst darüber zu befinden, welches Leben wert ist, verlängert zu werden, und wessen Leben nicht, wem es erlaubt sein soll, sich fortzupflanzen, und wer sterilisiert werden soll? Brauchen wir uns darüber zu wundern, daß sie mit ihren Drogen und psychiatrischen Techniken den Geist und die Psyche des Menschen nach Belieben verändern und gestalten können? Wen schockiert es da noch, daß sie die Gene neu sortieren und abgenutzte Organe durch solche ersetzen, die anderen lebenden Körpern frisch entnommen wurden; daß sie sich dabei einbilden, man werde schließlich die Sterblichkeit ganz abschaffen können, so wie ein Auto-Veteran der Landstraße immer weiter benutzt werden kann, indem man nach Verschleiß der alten ständig neue Zündkerzen, Lichtmaschinen und Vergaser

einbaut? Wen wundert es da noch, daß sie sogar den Augenblick neu bestimmen, in dem ein Mensch als tot zu gelten hat, so daß wir in dem Augenblick als tot gelten, den ein Dr. Christian Barnard bestimmt?

Ist das alles nicht großartig —? Und dabei ist dies selbstverständlich erst der Anfang. Schriftsteller wie Aldous Huxley und George Orwell haben sich weitere Gedanken über jenes zukünftige Utopia gemacht, und selbst ihre (Alpträume verursachenden) Traumgebilde sind bereits hoffnungslos überholt. Schon beginnen die riesigen, klimatisierten, neon-erleuchteten Brutkammern aus Glas und Chrom Gestalt anzunehmen, in denen die Genetiker die zur Befruchtung am besten geeigneten Stämme auswählen und die Entwicklung des Embryos überwachen, um sicherzugehen, daß alle nur denkbaren Irrtümer und Verunstaltungen ausgeschaltet werden. Wo besteht bei einer derartigen Vonselbständigung des Menschen und der von ihm erfundenen Apparate noch Bedarf an einem Gott? Oder wenigstens an einem Sittengesetz? Wenn der Mensch imstande ist, seine Umwelt und sein Dasein in dieser perfektionierten Form zu gestalten und unter Kontrolle zu halten, dann kann man sich anscheinend darauf verlassen, daß er sich sein eigenes irdisches Paradies schafft und anschließend glücklich darin lebt.

Aber — ist der Mensch dazu wirklich imstande? Genau dies ist der Punkt, an dem sich Zweifel erheben. Werfen wir einen kurzen, nüchternen Blick auf die Welt, die jene Menschen, die „wie Gott“ sind, bis jetzt zustandegebracht haben: Es ist eine Welt der Gewalttätigkeit und Zerstörung, wie sie in der Geschichte der Menschheit ohne Beispiel ist. Wer vermag die Zahl derer zu schätzen, die in den grausamen Konflikten unserer Zeit ihr Leben eingebüßt haben oder entwurzelt wurden; die Zahl der Häuser, der Kunstschätze, der Denkmäler der Gelehrsamkeit, die mutwillig zerstört wurden? Wer kennt das Elend und die Entbehrungen, von denen diese Umwälzungen begleitet waren? Wer will den Umfang der Einbuße ermessen, den die Wahrheit und die Menschlichkeit erlitten haben? Und wie steht es heute mit uns selber? Entsprechen die Verhältnisse tatsächlich einer Menschheit, die wie Gott ist? Während ein Teil der Welt geradezu über-

schwemmt wird mit allem, dessen der Mensch bedarf (und noch mit mehr), leidet die übrige Menschheit immer größeren Hunger und Mangel an den lebensnotwendigsten Dingen. Während auf der einen Seite der Forschung ungeheure Mittel zur Verfügung stehen, damit immer mehr und immer gewaltigere Werkzeuge der Vernichtung produziert werden können, fehlt es in Asien, in Afrika und Lateinamerika den Völkern, die wir in unserer Orwellschen Fortschrittssprache als „unterentwickelt“ bezeichnen, an der nötigsten ärztlichen Versorgung, von der Befriedigung persönlicher Bedürfnisse ganz zu schweigen. Ich könnte die Reihe beliebig fortsetzen, weshalb ich Ihnen in vollem Ernst sage: Die Nachwelt wird es kaum glauben, daß Menschen, die einer technologisch so entwickelten Zivilisation wie der unseren angehört haben, einen derartigen Zustand dulden konnten. Und noch weniger wird sie es fassen können, daß dieser in den Händen von Menschen lag, die angeblich wie Gott waren; eher werden sie glauben, daß es Menschen wie Affen waren, und selbst das scheint mir ziemlich hart gegen die Affen zu sein.

Stellen wir uns einmal vor, ein künftiger Historiker würde nach mehreren Jahrtausenden auf uns, auf unsere Hirngespinnste, unsere Torheit und Leichtgläubigkeit zurückblicken. Was würde er von alledem halten, frage ich mich, wenn er erkennt, daß wir Gefangene, ja Sklaven unserer selbstgezimmerten Wahngebilde waren; daß wir in einem Traum lebten, der, wie der Calibans, voller Klänge und süßer Lüfte war, so daß wir beim Aufwachen (falls wir je aufwachen sollten!) weinen und lieber wieder einschlafen und weiterträumen mochten? In einem Traum, ja — der sich uns in unzähligen Erscheinungsformen präsentiert: im geschriebenen und gesprochenen Wort, in Klängen, in Phantasiebildern und in Farben, vor allem im Fernsehen, jenem geheimnisvollen Abbild unserer selbst, jener gigantischen Übung in krankhafter Selbstbespiegelung, wie wir sie per Bildschirm frei Haus geliefert bekamen bzw. bekommen, anfangs zweidimensional in Schwarzweiß, später dann in „lebender Farbe“ (wie ein amerikanischer Sender sich auszudrücken beliebte). Was immer letzteres auch besagen mag, erklärend sollte ich hinzufügen, daß das Gras für das Fernsehen gewiß nicht grün genug und das Blut nicht rot genug sein kann, so daß man beide Farben verstärkt:

grüner als grün, roter als rot – wahrhaftig ein Alptraum! Ich habe mir ein paar Worte Machiavellis aufgeschrieben, die mir in diesem Zusammenhang bemerkenswert erscheinen: „Die große Mehrheit der Menschheit begnügt sich mit dem Schein und tut so, als ob es sich dabei um die Wirklichkeit handele. Sie läßt sich vom Schein häufig mehr als von den wirklichen Gegebenheiten beeinflussen.“ Derselbe Gedanke begegnet uns auch in einem jener Verspaare William Blakes, die so bedeutungsschwer, so voller Leuchtkraft sind, daß man bis ans Ende seiner Tage über sie nachdenken kann, ohne ihren Sinn je auszuschöpfen: „Wer mit dem Auge, nicht durch das Auge sieht, wird jeder Lüge Glauben schenken.“ Er könnte dabei das Fernsehen im Sinn gehabt haben; eignet sich doch kein Instrument so sehr wie das der Kamera dazu, mit dem Auge statt durch das Auge zu sehen. Machen wir uns deshalb immer wieder klar, wie sehr hier gelogen wird: Lügen über Lügen präsentiert man uns, und – sie werden tatsächlich geglaubt!

Aus der Rückschau künftiger Jahrhunderte wird das alles noch komischer erscheinen als heute schon, obwohl ich mir denken könnte, daß es unserem gedachten Historiker einige Schwierigkeiten bereiten dürfte zu begreifen, was sich hinter dem Hineinstürzen in reine Traumgebilde, das er bei seinen Forschungen festgestellt hat, wohl verborgen haben mag. Die Menschen können doch nicht ernsthaft geglaubt haben – wird er zu sich selber sagen –, daß ihr ganzes Geschwafel vom Fortschritt irgendeinen Sinn hatte. Sie können doch nicht ernsthaft geglaubt haben, das Glück liege auf den Autobahnen und das Allgemeinwohl sei in einem ständig wachsenden Bruttosozialprodukt begründet. Sie können doch nicht ernsthaft geglaubt haben, daß Antibabypillen, bequeme Scheidungsmöglichkeiten und Abtreibungen glückliche Familien oder daß Sex und Schlaftabletten ruhige Nächte garantierten. Es muß, so wird er folgern, eine andere Erklärung dafür geben: Diese Kultur muß von einer wahren *Todessehnsucht* besessen gewesen sein, die die Menschen veranlaßt hat, unablässig und sehr erfinderisch darauf bedacht zu sein, sich selbst auszulöschen; physisch, indem sie einen riesigen Teil ihres Reichtums, ihres Wissens und ihrer Fertigkeiten für die Schaffung von Mitteln einetzten, mit deren Hilfe sie sich

und die ganze Mehrheit auslöschen konnten; wirtschaftlich, indem sie die Konsumgesellschaft schufen, die sie zwang, künstlich immer mehr und immer neue Bedürfnisse und Wünsche zu wecken, damit eine sich endlos erweiternde Produktion möglich würde; moralisch, indem sie die Sittenordnung zugunsten eines trügerischen Glücks durch Übersättigung völlig preisgaben; geistig, indem sie Gott absetzten und den Menschen selbst zum Herrn über sein Schicksal machten. Unser Historiker wird vermutlich in ein herzhaftes Gelächter ausbrechen, wenn er zurückblickend feststellt, daß gerade unsere Generation sich am wenigsten von allen als ein Geschlecht von „Menschen wie Gott“ erwiesen hat, daß sie am wenigsten imstande war, mit ihren Problemen und Konflikten fertig zu werden.

Will ich damit nun etwa sagen, daß es aus dieser von uns selbst geschaffenen Welt der Phantasien und Illusionen keine Rettung gibt? Ist die von unseren Massenmedien endlos wiederholte Botschaft – daß Geld und Sex die einzigen erstrebenswerten Güter, daß Gewalttätigkeit die einzig lohnende Sensation und Erfolg die einzige Erfüllung im Leben seien – unaufhaltsam im Siegeszug begriffen? Münden alle verfügbaren Auswege in Sackgassen? Pasternaks Roman „Dr. Schiwago“ enthält eine bemerkenswerte Stelle, an der der Held darüber nachdenkt, daß es Freiheit in der kommunistischen Gesellschaft nur im Konzentrationslager gibt – mit anderen Worten: daß die einzige Möglichkeit, frei zu sein, in der Gefangenschaft besteht. Ein ähnlicher Gedanke läßt sich auch in der christlichen Botschaft feststellen, nämlich in der Aussage Jesu, daß wir nur dann leben werden, wenn wir zuvor gestorben sind. Es gibt also eine *M ö g l i c h k e i t* der Erlösung; doch liegt sie in genau entgegengesetzter Richtung zu der, auf die von den Massenmedien so marktschreierisch hingewiesen wird. Sie heißt: Heraus aus dem Ich, nicht hinein! **Den** Kopf nicht in den Niederungen der Illusionen begraben, sondern ihn daraus emporheben, so daß alle künstlichen Lampen verblassen oder wirkungslos bleiben gegenüber dem hellen Licht der ewigen Wahrheit!

Es ist dies der Weg, den Bunyans Pilger von der Engen Pforte bis zum Berg Zion zurücklegte, der Weg, der sich vor Paulus

nach seinem Erlebnis auf der Straße nach Damaskus auftat. Dieser Weg steht jedem Menschen jederzeit und in jeder Situation offen. Ich denke hier an den heiligen Augustinus, der von seiner Diözese in Hippo (Nordafrika) aus zunächst den Untergang Roms miterlebte. (Übrigens gab es damals eine Menge vorurteilsfreier Menschen, die behaupteten, Alarich sei „ein feiner Kerl“ und ein Gespräch mit ihm sei vielversprechend.) Und dann erlebte er das Vorrücken der Barbaren auf Hippo selbst. Es sah aus, als sei das Ende gekommen; in Wirklichkeit aber war es – wie wir alle wissen – ein Anfang.

Der Weg beginnt dort, wo für Christus sein irdischer Weg endete: am Kreuz. Nur dort werden wir mit den wahren Gegebenheiten unseres Seins konfrontiert, wenn alle unsere irdischen Verteidigungssysteme zusammengebrochen sind und wir unsern irdischen Dünkel und unsere irdische Anmaßung aufgegeben haben. Nur von dorthier können wir die Geringfügigkeit und Belanglosigkeit unserer scheinbar so gewaltigen Errungenschaften begreifen: die der Mondexpedition, der Enträtselung der Gene, der Herztransplantation, der Leber- und Nierenverpflanzung usw. Vielleicht wird uns dort, am Kreuz, wenn wir über Gott in Gestalt jenes einen Menschen nachsinnen, aufgehen, wie töricht und wie unangemessen es ist, zu glauben, selbst wie Gott zu sein.

NACHWORT

Selbstgespräch des Autors

Eben bemerkte ich, wie du mit der Hand wohligh über einen dicken Briefumschlag mit Zeitungsausschnitten fuhrst, wobei deine Augen glänzten. Ähnlich gierig greifst du nach anderer Post, besonders nach Briefen deiner Verehrer, ob diese dir nun dienlich sind oder nicht. Wieviele Stunden hast du schon vor der Kamera verbracht, teils als Interviewer anderer, teils von anderen interviewt, um der Öffentlichkeit deinen neuerlichen Standpunkt klarzumachen bzw. um Reden zu halten! Gleichwohl betätigst du dich nach wie vor beim Fernsehen und in den Massenmedien wie bisher—eine geradezu widerwärtige Übung in kollektiver und privater Selbstverliebtheit.

In der Tat: Das Image (wie ich dieses Wort hasse!), das wir besitzen, haftet uns als schier unentrinnbares Vorurteil an. Das schließt aber nicht aus, daß ich die Kamera für die zerstörerischste Kraft unserer Epoche halte, mehr noch als selbst die Nuklearwaffen; sie tritt an die Stelle des geschriebenen oder gesprochenen Wortes, und der gesamte Bereich der Kunst und Literatur wird zu ihrer Beute. Die Jungen wollen nur noch in eine winzige Linse schauen, um darin die ganze Welt einzufangen; die einzige Kunst, aus der sie sich wirklich etwas machen, ist damit die des Zelluloidstreifens. Indessen — wie unbedeutend und unendlich winzig sind diese Zelluloidprodukte! Man braucht bloß an die vielen Talente und an das viele Geld zu denken, das in Hollywood vergeudet wurde — mehr, weitaus mehr als in allen Renaissancestädten Italiens zusammengenommen. Und das Resultat

selbst im Hinblick auf die niederen Künste? Nichts. Wenn ich an die vielen kilometerlangen Zelluloidstreifen denke, angefangen bei D. W. Griffith bis hin zu Jean-Luc Godard . . .

Wie gern du abschweifst und eine Tirade gegen die Kamera anstimmst, um damit der Frage auszuweichen, weshalb du selbst so viel Zeit vor ihr zugebracht hast!

Für mich begann die Sache vor etwa fünfzehn Jahren, als man mich bat, B i l l y G r a h a m zu interviewen. Bis dahin hatte ich kaum jemals vor dem Bildschirm gesessen und somit nicht die geringste Ahnung, auf was ich mich da einließ, um welche Art zu leben es sich dabei handelte und welche Bedeutung die Sache für mich persönlich haben würde. Es kam einfach auf mich zu. Ich machte es und fuhr fort, es zu machen.

Nun ja. Aber weshalb?

Wegen des Geldes und aus Eitelkeit vermutlich. Diese Tätigkeit wird zwar nicht besonders gut bezahlt; aber man gibt sich der Illusion hin, daß sie im Vergleich zum Schreiben kaum Mühe verursache. Dabei ist der ganze Betrieb in Wirklichkeit sehr ermüdend und niederdrückend; ich glaube kaum, daß ich je ohne ein Gefühl der Verzweiflung aus dem Fernsehstudio gegangen bin.

Das hängt mit dem Medium als solchem zusammen, nicht mit irgendeiner besonderen Sendung – obwohl ich zugeben muß, daß manche deprimierender sind als andere. Die schlimmste Sendung, die ich je erlebte – noch jetzt empfinde ich den gleichen Schauer wie damals –, war eine Begegnung mit Dr. Christian B a r n a r d, bei der das Studio voller berühmter Ärzte und Chirurgen saß. Sie waren erschreckend in ihrer Rohheit, in ihrer absoluten Unfähigkeit, über das sterbliche Fleisch und ihre Skalpelle hinauszusehen. Im Gegensatz dazu war die Aufnahme, die ich mit dem (inzwischen verstorbenen) irischen Dichter Brendan B e h a n machte, die angenehmste, an die ich mich erinnern kann, und zwar, weil er völlig betrunken war; er saß bloß da, total beerauscht und gänzlich unberührt von den Bogenlampen.

Das erklärt immer noch nicht, weshalb du weiter im Fernsehen auftrittst, obwohl du dieses Medium neuerdings dauernd verunglimpfst. Ist das nicht — milde gesagt — inkonsequent?

Ich weiß, was du meinst. Ich brauche das Geld nicht mehr, und mit sechsundsechzig Jahren wird Eitelkeit allmählich lächerlich, zumal, wenn man nicht des Glaubens ist, daß einem noch viel Zeit bleibt.

Gleichwohl bilde ich mir mitunter ein, daß sich mir hier vielleicht noch einmal die *C h a n c e* bieten könnte, den Menschen etwas zu sagen oder zu übermitteln, was sich lohnt. Sieh es einmal von dieser Warte aus. Stell dir vor, man sei Klavierspieler in einem Freudenhaus: Da könnte man sich selbst einreden, daß man auf die Insassen einen wohltätigen Einfluß ausübe, indem man ab und zu ein Lied wie „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ“ in sein Repertoire mit einfließen lassen würde. Verstehst du, was ich meine?

Ja — und zwar umso besser, als du diesen Vergleich schon früher einmal angeführt hast.

Stimmt. Aber du würdest es ebenfalls tun, wenn du deinen Unterhalt mit Schreiben verdienen müßtest. Ich gebe gern zu, sehr überzeugend ist der Vergleich nicht, nicht einmal für mich. Das ist im übrigen auch der Grund, daß ich nur, wenn es sich ganz und gar nicht umgehen läßt, mich selbst auf dem Bildschirm ansehe; ich kann das einfach nicht ertragen. Was man auch hineinzu legen glaubt in eine Sendung, es kommt stets falsch heraus — wie bei den Reden Harold Wilsons oder bei den Aufführungen des Nationaltheaters. Du hast ja keine Ahnung, wie trostlos es ist, vor der Kamera zu sitzen, wie verloren man sich vorkommt, wie abgeschnitten von der Wirklichkeit — wie ein Seelöwe, der am Strand eines Seebades angespült wird.

Auch das dürftest du schon irgendwann gesagt haben.

Ich weiß wohl. Und ich vermute, daß ich es sogar nochmals wiederholen werde.

Wahrscheinlich. Wie aber reimt sich das – abgesehen von allem anderen – mit deinem Christentum und dem Verzicht auf fleischliche Vergnügungen zusammen? Ich kann dir gar nicht sagen, wie übel mir wird, wenn ich dich über die Schlechtigkeiten und Krankheiten der materialistischen Gesellschaft jammern und schimpfen höre. Meines Erachtens bist du genauso habgierig und wollüstig wie alle anderen – eher noch mehr, wenn ich an dein Alter denke.

Vielleicht.

Das ändert aber leider nichts an der Tatsache, daß mich eine Gesellschaft wie die unsere, die nichts kennt als das Streben nach dem Glück, was praktisch gleichbedeutend ist mit der Jagd nach Genuß, nach Geld, Erotik, Erfolg usw., verbunden mit der Freude an Gewalttätigkeiten, ganz außerordentlich a b s t ö ß t. Habe ich nicht das Recht, dieser Meinung Ausdruck zu geben?

Natürlich – aber nicht das Recht, es immer und immer wieder zu tun.

Weshalb nicht? Du brauchst ja nicht hinzuhören. Ich bin nun mal der Ansicht – und habe es wohlbedacht –, daß die Art zu leben, wie sie heute beispielsweise in der westlichen Welt praktiziert wird, die fürchterlichste und am meisten entartete Lebensweise ist, die es je gegeben hat.

Nun ja. Aber – weiß ich das etwa nicht?

Mehr noch: Wir richten uns derartig rasch zugrunde, daß ich, der ich mir bislang einbildete, die Sache werde sich noch ein wenig verzögern, zunehmend befürchte, daß meine alten Augen den *Z u s a m m e n b r u c h* noch mitansehen werden. In gewisser Hinsicht ist es natürlich rasend komisch, präzise auf dem Mond zu landen, während man in New York nicht einmal sicher durch den Central Park gehen kann und neuerdings nach Einbruch der Dunkelheit auch nicht mehr durch den Londoner Hyde Park. In gewisser Hinsicht ist es rasend komisch, einem Zahnarzt mittleren Alters in Südafrika ein neues Herz einzupflanzen, während in anderen Teilen des Schwarzen Erdteils Zehntausende in einem

erbärmlichen, schmutzigen Stammeskrieg, für den unter anderen auch wir Waffen zur Verfügung stellen, verhungern. Und ebenso gespenstisch komisch ist es in gewisser Hinsicht, ein Glück zu befürworten, das durch ein ständig wachsendes Bruttosozialprodukt ermöglicht, das durch Hasch, Antibabypille und Abtreibung für alle auf Kosten des staatlichen Gesundheitsdienstes gerechtfertigt wird, während die psychiatrischen Kliniken überfüllt sind, während die Zahl der Selbstmörder sich vervielfacht und die der Gewaltverbrechen von Jahr zu Jahr steigt. Ich könnte endlos damit fortfahren.

Ich weiß; das hast du schon oft getan. Aber bitte — verschone mich jetzt damit. Mich interessiert viel mehr: wie sieht es bei dir selber aus? Steckst du deinen Kopf nicht ganz schön in den Sumpf hinein?

Nein — das stimmt nun wirklich nicht! Natürlich muß ich zugeben, daß meine neuerliche Enthaltensamkeit auch eine Art *G e n u ß s u c h t* ist; sie gefällt mir, sie macht mich glücklich. Heute würde es mich anekeln, wenn ich mir meine Sinne durch Alkohol, Drogen, Tabak oder durch schwelgerisches Essen vernebeln würde. Es bereitet mir ein ungemeines Vergnügen, dem Leben gleichsam durch ein Fenster, ein nicht beschlagenes, zuzuschauen, bei zurückgezogenen Gardinen und hereinflutendem Licht. Die Überredungskünste, denen man dabei von draußen ausgesetzt ist, verlaufen natürlich in entgegengesetzter Richtung; danach sollen wir unseren Trieben nachgeben, insbesondere den sexuellen. Die Werbepsychologie, die derzeitigen philosophischen Doktrinen und sogar die religiösen Verhaltensmuster zielen darauf ab, die Vorstellung zu begünstigen, daß Lustbefriedigung und Sattheit die Schlüssel zum Glück und zu heiterer Gelassenheit seien.

Dem kann ich nun einmal nicht zustimmen. Ich bin und bleibe der Ansicht, daß die christliche Behauptung zutrifft: daß wir im Fleische sterben müssen, um im Geiste wiedergeboren zu werden.

Könnte es nicht sein, daß du im Grunde nichts weiter als ein übersatter, betagter Wüstling bist, der in klassischer Weise reagiert,

indem er zum zornigen Asketen wird – ein „Talmi-Savonarola“, wie irgendjemand dich einmal genannt hat? Du brütest dich irgendwie mit deiner Enthaltensamkeit, obwohl sie doch nur die zwangsläufige Folge früherer Ausschweifungen ist, und gleichzeitig brandmarkst du, wahrscheinlich aus Neid und Wut, die Genußsucht anderer, die das Glück haben, noch jung und im Vollbesitz ihrer Kräfte zu sein.

Meine „Ausschweifungen“, wie du es nennst, waren weder überdimensional noch besonders amüsan; und wenn du glaubst, ich beneide die heutige Jugend, so denk' bitte etwas genauer nach. Sie tut mir nämlich aufrichtig leid, und ich verstehe durchaus, daß junge Menschen ihre Zuflucht zu sinnlosen Protesten nehmen, daß sie sich von allem zurückziehen, Drogen nehmen und verzweifeln, ja, mitunter keinen anderen Ausweg mehr wissen als den Selbstmord.

Auch der Vorwurf, meine Haltung zu alledem habe sich im Alter auf dramatische Weise geändert, trifft nicht zu. Ich habe mich stets als *Fremdling* in der Welt gefühlt und bin schon seit langem skeptisch gegenüber allen Projekten zur Verbesserung des Menschenlosen. Im Gegenteil, ich bin selbst überrascht, wie wenig ich mich geändert habe.

Das dürfte für viele neu sein.

Nun – neulich zum Beispiel, als ich die vier Orwell-Bände durchblätterte, stieß ich auf die Besprechung eines frühen Buches von mir („The Thirties“ – Die dreißiger Jahre), die ich bis dahin noch nicht kannte. Meine darin vertretene These, so meinte der Rezensent, laufe auf einen schlichten „Unglauben an die Fähigkeit des Menschen“ hinaus, hier auf Erden eine vollkommene oder auch nur erträgliche Gesellschaftsordnung aufzubauen. „Diese Arbeit kommt mir vor wie das Buch des Predigers Salomo, nur ohne dessen fromme Auslassungen“, hieß es des weiteren in der Besprechung. Alles, was sich in der Folgezeit geändert hat – die Rezension erschien im April 1940, als ich als Gemeiner in der Armee diente –, ist, daß ich meinen Auslassungen ein paar *f r o m m e E i n s c h i e b s e l* hinzuzufügen pflege.

Ich würde eher sagen: wütende.

Auch das. Übrigens hatte es etwas ungeheuer Rührendes, diese Rezension fast dreißig Jahre nach ihrem Erscheinen zum ersten Male zu lesen. Ich hörte förmlich Orwells eingerostete, alte Stimme.

Doch verzeih — was möchtest du sonst noch wissen?

Wie steht es mit dem Geld, das du angeblich verachtest? Du mußt doch heute ganz schön verdienen.

Gewiß. Und ich verdiene erheblich mehr, als ich zum Leben brauche. Es wäre jedoch absurd, wollte ich weniger verdienen, als mir möglich ist, zumal ich das, was ich für dieses Geld tue, größtenteils ja auch gerne tue; andernfalls würde ich darauf verzichten. Ich lebe ziemlich bescheiden, versuche, freigebig zu sein — freilich bin ich nicht annähernd freigebig genug — und tröste mich mit dem Gedanken, daß die Ausgaben für meine persönliche Lebenshaltung höchstens geringfügig über denen eines pensionierten Lehrers liegen. Außerdem bin ich davon überzeugt, daß das Geld in Kürze dahinsein wird; was wir davon besitzen, werden wir verlieren, und zwar nicht im Laufe von Jahren durch eine schleichende Inflation, sondern durch einen katastrophalen Eklat. Daß das Geld, über das ich zusätzlich verfüge — es stammt vorwiegend aus einer vollbezahlten Versicherungspolice —, auch auf diese Weise verlorengehen wird, steht für mich eindeutig fest. Natürlich könnte ich mir jetzt noch etwas dafür kaufen, wie bekanntermaßen viele Leute es machen; zufällig habe ich jedoch nichts nötig, und so behalte ich es. Das ist die Situation, in der ich mich befinde.

„Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.“

Das geht mir selbst nicht viel anders. In puncto Geld und auch Sex ist absolute Ehrlichkeit so gut wie unmöglich; dazu ist unser altes Ich viel zu sehr beteiligt. Die einzige wirkliche Lösung wäre deshalb, als Laienbruder in ein Mönchs Kloster einzutreten; dann hätte man kein Interesse mehr an der Welt, dann brauchte

man in keinem ihrer Kriege mitzukämpfen, brauchte nicht nach ihrem Geld zu graben und nicht auf ihr Geheiß und zu ihrem Vorteil seine Begierden auszuleben. Man wäre frei — frei in dem Sinne, in dem Pasternak seinen Helden in „Dr. Schiwago“ sagen läßt, daß unter dem kommunistischen Regime praktisch das Gefängnis der einzige Ort sei, an dem der Mensch frei sein könne. Man muß eingekerkert werden, um frei zu sein.

Und warum bist du kein Laienbruder geworden?

Nun werde bitte nicht albern. Ich habe Frau und Kinder und zu meiner großen Freude auch Enkel. Wie könnte ich da Mönch sein oder werden? Ich wollte ja nur sagen — und du hast mich ganz gut verstanden —, daß ich mich oft nach einer völligen Lösung aus einer Gesellschaft gesehnt habe, deren Normen und Wertmaßstäbe ich verachte und deren Zukunftsaussichten ich für katastrophal halte, an der ich jedoch trotzdem ein ganz unvermeidliches Interesse habe.

Ist das nicht eine ziemlich pessimistische Einstellung?

In den Augen eines oberflächlichen Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts: ja. In Wirklichkeit jedoch: nein. Anzunehmen, unsere augenblickliche Lebensweise sei zukunftsfruchtig und die nichtssagende Genugtuung, die sie uns gewährt, genüge, um uns glücklich zu machen, wäre tatsächlich pessimistisch; sich über ihre Erbärmlichkeit und ihren unvermeidlichen Zusammenbruch, über ihre Hirngespinnste und ihre Greuel im klaren zu sein, spricht dagegen von äußerstem Optimismus. Die Finsternis bricht über dem idiotischen Geschrei von den erzielten Fortschritten, von der mündig gewordenen Menschheit, von der Aussicht auf eine technologische Glückseligkeit über uns herein, und wir werden uns in den Abgrund stürzen wie die Säue der Gerasener.

Welch ein Lebenshaß spricht aus deinen Worten!

Im Gegenteil: Je klarer mir diese Dinge werden, desto größer, nicht kleiner, wird meine *L i e b e* zu den Mitmenschen, zur Erde

in ihrer Schönheit, zum Wechsel ihrer Jahreszeiten und zum Lauf der Dinge — etwas, was unser Fassungsvermögen weit übersteigt.

Alles, was die armselige Gattung Mensch im Blick auf die Erkenntnis und Erklärung dessen, was Leben ist und wie es funktioniert, bisher erreicht hat, erfüllt mich mit Staunen und Freude, wenn ich es im Zusammenhang mit dem wunderbaren Geheimnis aller Dinge sehe — nämlich als ein Gekritzeln auf dem Vorsatzblatt eines dicken, mir unverständlichen Wälzers. Nur wenn diese Leistungen mit kindischer Anmaßung und Leichtgläubigkeit dargestellt werden, indem man den Menschen als Gott bezeichnet, erscheint alles so erbärmlich und abgeschmackt.

Wenn ich dich recht verstehe, so stehst du also mit verschränkten Armen dabei und schaust zu, weil du davon überzeugt bist, daß sich an alledem nichts ändern lasse. Ist das nicht ein versteckter Quietismus?

Oder Jansenismus? Oder Manichäismus? In deiner und unserer Kulturwelt ist die Vorstellung vorherrschend, daß unser Seelenheil allein im Handeln liege und daß alles, was unsere Aufmerksamkeit vom Hier und Jetzt ablenkt, nichts als ein Ausweichen sei, ein egoistisches Streben nach privater Tugend und Gelassenheit.

Demgegenüber solltest du einmal an all die vielen „Himmelreiche auf Erden“ denken, die in unserer Epoche proklamiert worden sind. Wo sind sie geblieben? Hitlers Großdeutsches Reich sollte tausend Jahre dauern. Wohin ist Stalins Völker-Paradies getrieben, das von den Shaws, den Webbs und all den anderen illustren Größen der Linken so überschwenglich bewundert wurde? Und wie steht es um den perfekten Wohlfahrtsstaat englischer Observanz, die Great Society? Sie alle waren oder sind auf Sand gebaut — stimmt es? Ich glaube: alle Himmelreiche auf Erden unterliegen der Vergänglichkeit, und dadurch wird der Schwindel früher oder später allen Menschen offenbar.

Was wir meiner Überzeugung nach daher brauchen, ist ein himmlisches Himmelreich — und sei es auch nur, weil es sich nicht verwirklichen läßt!

Paßt diese Konsequenz nicht eigentlich großartig in das Programm derer, die uns regieren? Genau das wollen doch die Herrschenden hören. Sie müssen dich richtig gern haben!

Wenn das so ist, verstehen sie jedenfalls mit ziemlich guten Erfolg, es vor mir zu verbergen. Die große Illusion unseres Zeitalters besteht nun einmal darin, zu meinen, die *W a h r h e i t* bestünde aus Fakten und die Tugend aus Aktionen. In Wirklichkeit aber enthält beispielsweise das erste Buch Mose weit größere Wahrheiten als die Quantentheorie o. dgl., und ein Franz von Assisi oder John Wesley haben weit mehr zur Verbesserung der Situation des Menschen beigetragen als ein Karl Marx oder Lord Beveridge.

Eine Reihe von Jahren habe ich bekanntlich in Indien und in Afrika zugebracht und dort viele Einrichtungen kennengelernt, um deren Entwicklung und Förderung sich Christen aller Konfessionen bemüht haben; aber — wie der Zufall es will — nie habe ich dort ein Krankenhaus oder Waisenhaus gesehen, die von einer Intellektuellen-Vereinigung (etwa der der „Fabian Society“), oder eine Aussätzigensiedlung, die von Humanisten geleitet wurden.

Für dich zählen also die Bemühungen liberal-gesinnter und fortschrittlich denkender Menschen, die die Welt zu einer besseren Welt und das Leben der Menschen zu einem erträglicheren Leben machen möchten, überhaupt nicht?

Nein — im Grunde nicht. Wohl konzedere ich, daß ihre Motive vielfach anerkennenswert sind; die Resultate jedoch, die sie erzielen, sind leider fast unterschiedslos das genaue Gegenteil von dem, was sie beabsichtigen. So hat die Förderung des Bildungswesens mittelbar der Unwissenheit Vorschub geleistet; ein halbes Jahrhundert pazifistischer Propaganda mündete in zwei der größten Vernichtungskriege der Weltgeschichte; die politische Gleichmacherei hat zu einem erhöhten Klassenbewußtsein geführt und die antikapitalistische Gesetzgebung zu verstärkter Habgier; der Internationalismus hat die Spannungen zwischen den Nationen unerschwellig verschärft, und die sexuelle Freiheit hat zu einer Erotomanie geführt, von deren Ausmaß sich niemand auch nur

hätte träumen lassen. Ich könnte noch weiter fortfahren mit meiner Aufzählung. Meiner Meinung nach wird die Nachwelt — vorausgesetzt, daß es sie geben wird — früher oder später im Liberalismus mit all seinen gesetzgeberischen und sozialen Folgen die Auswirkung einer kollektiven Untergangstendenz erkennen. Anders wird sie sich gar nicht erklären können, daß im Namen einer freiheitlichen Denkweise die im wesentlichen christlichen Grundlagen der abendländischen Kultur systematisch unterminiert, ihre Stärke vergeudet und die sittliche, soziale und politische Ordnung, die diese Kultur hervorgebracht hat, unwiederbringlich zerschlagen und vernichtet wurden. Wohltätigkeit von Staats wegen kann niemals persönliche Tugend ersetzen; es kommt viel mehr darauf an und es ist wesentlich schwerer, beispielsweise einem Temperamentsausbruch Einhalt zu gebieten (wie geringfügig er auch sei), als sich beliebig an öffentlichen Demonstrationen gegen die allgemeine Brutalität und Ungerechtigkeit zu beteiligen.

Wäre es dann nicht vernünftiger und aufrichtiger, aufs Ganze zu gehen und — zur römisch-katholischen Kirche überzutreten?

Da spricht wieder einmal der Geist unserer Zeit aus dir! Wenn nicht Moskau, dann Rom; wenn nicht Humanismus, dann Deismus; wenn nicht Positivismus, dann vernunftwidriger Negativismus.

Derartige Kategorisierungen und Schematisierungen sind mir durchaus zuwider. Mir geht es — darf ich wagen, es heute auszusprechen? — ausschließlich um die Wahrheit und das damit verbundene Klima der Liebe. An der römisch-katholischen Kirche ist vieles bewundernswert: ihre Überlebenskraft, ihre gregorianische Kirchenmusik, ihr verbürgter Internationalismus, der zähe, hartnäckige Kampf, den sie gegen das zwanzigste Jahrhundert führt, vor allem aber die Tatsache, daß sie (trotz all ihrer Schurkereien und Schikanen) es fertiggebracht hat, die Armen auf ihrer Seite zu halten. Alle Bewegungen der Linksradikalen — ob ihre Anführer nun Stalin oder Wilson heißen — sind den Armen ganz besonders verdächtig, ja verhaßt, sobald sie die Macht ergriffen haben. Die protestantischen Kirchen dagegen sind schon

seit langem ein Hauptquartier ohne Armee, genau wie die NATO oder wie „andersdenkende“ Studenten, die bei der breiten Masse kein Echo finden. Die Armen allerdings sammeln sich auch hier noch immer am Altar und öffnen hungrig den Mund nach dem Leib und Blut Jesu Christi – freilich, sicher nicht mehr lange. Die große Epoche des reformatorischen Widerstandes ist vorbei, die Unterwerfung steht bevor, trotz der Opposition des – zu seiner Ehre sei's gesagt – derzeitigen Papstes. Ich habe stets angenommen, daß die römisch-katholische Kirche, die ihre Zitadelle so tapfer und hartnäckig gegen die Angriffe des triumphatorisch aufgeblasenen „wissenschaftlichen Materialismus“ verteidigt hat, einen wohlverdienten Sieg erringen würde. Stattdessen haben die Verteidiger ausgerechnet in dem Augenblick, in dem die angreifenden Mächte im Begriff standen, sich düpiert zurückzuziehen, die Tore ihrer Festung geöffnet und sind mit weißen Fahnen in der Hand herausgekommen.

Das scheint mir ein Thema fürs Fernsehen zu sein. Ja, gib dem Fernsehen, was des Fernsehens ist! Mir dagegen sage bitte, was dir jenes Christentum, von dem du jetzt im Zusammenhang mit einem konvertierten Kriminalschriftsteller öfter sprichst, eigentlich bedeutet – sofern es dir überhaupt etwas bedeutet.

Du meinst offenbar das wegen seiner extremen Grenzsituationen von mir so genannte „sub-chestertonische“ Christentum. Was dieses mir bedeutet? Ein sehr helles Licht und eine sehr tiefe Finsternis, unbegreifliche Hoffnung und schlimmste Verzweiflung, überwältigende Liebe und abgrundtiefe Verlassenheit; Leben und Tod eines Menschen, der das menschliche Drama g a n z zu Ende gespielt hat . . .

Doch – der Abteilungsleiter läßt das bekannte Zeichen aufleuchten. Wir müssen Schluß machen. Es war nett von dir, heute Abend bei mir im Studio vorbeizuschauen.

Aus. – Halleluja!

ANMERKUNGEN

Zu
Seite

- 14 John Bunyan (1628—1688), engl. Wanderprediger (Baptist), schrieb während einer zwölfjährigen Haft die christlich-allegorische Erzählung „Des Pilgers Reise aus dieser in die kommende Welt“ (2 Bände). Dieses Buch (kurz „Pilgerreise“ genannt), alsbald in unzähligen Auflagen und Übersetzungen verbreitet, übt als ein Standardwerk der guten Erbauungsliteratur auch heute noch eine große Wirkung aus. (s. a. S. 18, 41, 141).

William Blake (1757—1827), engl. visionärer Maler (Radierer) und Dichter von eindringlicher Symbolkraft, Wegbereiter der echten Romantik (s. a. S. 72 u. 147).

Simone Weil (1909—1943), französische Schriftstellerin und Philosophin, trotz schwacher Gesundheit Arbeiterin aus proletarischer Solidarität, als undoktrinäre christliche Existentialistin um eine Synthese von Marxismus und katholischer Mystik bemüht (s. a. S. 24).

- 22 William Morris (1834—1896), englischer Dichter, Übersetzer und Kunsthandwerker der präraffaelitischen Ära, bahnbrechend für den Jugendstil.

Utopismus, eine die politische Erreichbarkeit irdischer Idealzustände vertretende Richtung des (englischen) Sozialismus, so genannt nach dem Staatsroman „Utopia“ (1516) von Thomas Morus (s. a. S. 145).

- 24 Sanderstead, südlicher Vorort von London.
26 William Holman Hunt (1827—1910), englischer Maler, führender Präraffaelit, dessen Hauptwerk „Das Licht der Welt“ (Jesus, im Tempel lehrend) bei seinem Erscheinen (1855) internationales Aufsehen erregte.
27 Erzbischof von Canterbury, meist im Lambeth-Palast (London) amtierend, gilt als höchster Würdenträger der (1534 entstandenen) Anglikanischen Kirche, der englischen Staatskirche.

Revisionismus, von Eduard Bernstein und anderen Ende des 19. Jahrhunderts in London ins Leben gerufene anti-materialistische Reformbewegung innerhalb des Marxismus.

Lady Chatterley, Hauptgestalt des 1928 in New York erschienenen Romans „Lady Chatterleys Liebhaber“ des sozialrevolutionären englischen Schriftstellers David Herbert Lawrence (1885 bis 1930), dessen freizügige Schilderung der ehebrecherischen Beziehungen der Titelheldin zu ihrem Liebhaber, dem Waldhüter Mellors, seinerzeit zahlreiche Debatten und Prozesse auslöste (s. a. S. 46 u. 74).

- 28 Kongregationalisten (auch Independenten oder Nonkonformisten), evangelische Christen in England und Amerika, die für die geistliche und organisatorische Eigenständigkeit der Einzelgemeinden gegenüber hierarchistischen oder staatlichen Führungsinstanzen eintreten.

- 30 Herbert George Wells (1866–1946), englischer Geschichtsschreiber und Romanschriftsteller, anfangs betont fortschrittsgläubig, später hinsichtlich der Menschheitsentwicklung von dunklem Pessimismus. Utopischer Zukunftsroman „Die Zeitmaschine“.
Gloucestershire, am Severn gelegene Grafschaft in Westengland.
- 40 Fabian Society, Londoner Herkunftsorganisation des als „Fabianismus“ bekanntgewordenen reformistischen englischen Marxismus, der, vor allem seit 1918, mitbestimmend für die Politik der Labour Party war.
Quintus F. Maximus Fabius (280–203 v. Chr.), genannt Cunctator (Zauderer), schwächte nach Hannibals Sieg über die Römer die feindlichen Karthager durch eine elastische, offene Schlachten vermeidende Kampfweise.
Eton, Themsestadt westlich von London, bekannt durch die 1440 begründete höhere Internatsschule (Eton-College), die führende Ausbildungsstätte der englischen (sog.) Elite.
Gallipoli, türkische Halbinsel und Hafenstadt nordwestlich der Dardanellen, 1915 vorübergehend von den Alliierten besetzt.
- 52 Psychedelische Frömmigkeit, zeitgenössische schwarmgeistige Glaubensbekundung ohne existentielle Christusbeziehung, meist durch (angeblich) „bewußtseinserweiternde“ optische, akustische Rauschzustände oder Drogen bewirkt.
„Gott ist tot“ ist ein von extremistischen Vertretern der der kritisch-dialektischen Modewelle der Theologie mehrfach aufgegriffenes Wort von Friedrich Nietzsche. (Vgl. die Münchener Gegen-schrift „Gott ist tot?“ von Fries/Stählin.)
James A. Pike, unlängst auf mysteriöse Weise in Palästina verunglückter Bischof der „Episcopal Church“ von Kalifornien, bekannt durch unfromme Äußerungen über die historische Bedingtheit neutestamentlicher Heilswahrheiten, mittelbar auch durch die seinen Liberalismus widerlegende Bekehrung seines vormals drogensüchtigen Sohnes Christopher. (Vgl. den von Wilfried Kroll herausgegebenen Wuppertaler Report „Jesus kommt!“)
Bertrand Russell (1872–1970), englischer Mathematiker und Kulturphilosoph (Nobelpreis 1950), radikaler Pazifist und Nichtchrist.
- 65 Samuel Johnson (1709–1784), englischer Schriftsteller und Kritiker des Klassizismus, von maßgeblichem Einfluß auf die Entwicklung der englischen Sprache. Bahnbrechende Shakespeare-Ausgabe.
- 71 Marshall McLuhan, zeitgenössischer kanadischer Kultur- und Sozialforscher, 1967 auf den Albert-Schweitzer-Lehrstuhl der Fordham-Universität (New York) berufen, gilt, nicht unumstritten, als Vermittler neuer Einsichten in die Wechselbeziehung von Menschsein und Massenmedium.
- 72 William Hogarth (1697–1764), englischer realistischer Maler und Zeichner, Mitbegründer der sog. Genremalerei, karikierender Sittenschilderer zeitgenössischen Lebens.

- James Gillray (1757–1815), englischer Karikaturist und Radierer mit vielfach politischer Thematik, bekannt durch phantasievolle Zeichnungen zum Napoleon-Ereignis.
- 79 Graham Sutherland (geb. 1903), englischer Maler abstrakt-ekstatischer Stilrichtung. Bildschöpfungen von hintergründiger Gleichniskraft.
- 80 George Orwell, eigentlich Eric Arthur Blair (1903–1950), englischer Romanschriftsteller von starkem satirischem Pessimismus, dessen Zukunftsroman „1984“ die Vision der totalen Diktatur heraufbeschwört.
- 93 Siehe Matthäus 3, 1–12; Johannes 4, 14; Matthäus 3, 13–17
- 94 Siehe Jesaja 40, 3
- 95 Siehe Lukas 4, 1–13
- 96 Siehe Johannes 8, 12; Lukas 4, 16–30
- 97 Siehe Matthäus 4, 18–22; Johannes 7, 46; Matthäus 9, 9
- 98 Siehe Lukas 13, 32; Matthäus 11, 28; 25, 40
- 99 Siehe Markus 5, 4
- 100 Siehe Matthäus 14, 15–21
- 101 Siehe Matthäus 5, 3. 9
- 102 Siehe Lukas 10, 29–37; Johannes 21, 15
- 103 Siehe Matthäus 17, 1–9
- 104 Siehe Matthäus 23, 37
- 106 Siehe Johannes 2, 14–17
- 107 Siehe Lukas 10, 38–42; Johannes 12, 1–8
- 108 Siehe Matthäus 26, 26–28
- 109 Siehe Johannes 16, 33; Matthäus 26, 20–25; 26, 31–35
- 110 Siehe Matthäus 26, 36–56
- 112 Siehe Johannes 8, 31. 32; 18, 37. 38
- 116 Siehe Johannes 8, 12
- 122 Siehe Matthäus 5, 8; Offenbarung 21, 2
- 123 Maharishi Mahesh Yogi, zeitgenössischer indischer Lebensphilosoph, die Selbsterlösungslehre „Wissenschaft der Schöpferischen Intelligenz“ besonders in Europa propagierend.
- 127 Siehe Römer 8, 21; Johannes 4, 10
- 129 Siehe Römer 8, 35–39
- 130 Gilbert Keith Chesterton (1874–1936), englischer Kriminalschriftsteller und Essayist, Verfechter der Grundbesitzreform. Nach der Konversion zum katholischen Glauben vom Grundthema der Gnade her sowohl den Pessimismus als auch den unpersönlichen Irrationalismus der Jetztzeit bekämpfend.
- 132 Edward Gibbon (1737–1794), englischer Geschichtsschreiber der Aufklärung, machte für den Untergang des Römischen Reiches ausschließlich das Christentum verantwortlich.
- 135 Siehe Matthäus 22, 15–22
- 138 Segregationisten, Anhänger völkischer oder religiöser Absonderungsbestrebungen.
- 145 Aldous Leonhard Huxley (1894–1963), englischer Romanschriftsteller und Essayist. Gesellschaftskritische Zukunftsschilderungen von zynischer Eindringlichkeit.

Zu
Seite

- 151 Brenda Behan (1923–1964), irischer Dramatiker, Verfasser realistisch-grotesker Bühnenwerke von anklagender und zugleich barmherziger Aussagekraft.
- 158 Quietismus, betrachtende, nicht-aktive Haltung dem Leben gegenüber, auch eine katholisch-mystische Richtung (von lat. *quies* = Ruhe).
Jansenismus, nach dem holländischen katholischen Theologen Cornelius Jansen (1585–1638) benannte Lehre von der absoluten Vorbestimmtheit aller Dinge (Prädestination).
Manichäismus, nach dem persischen Religionsstifter Mani (216 bis 276) benannte, mit heidnischen Vorstellungen durchsetzte Lehre von der totalen Zweigeteiltigkeit der Welt in Gut und Böse, Seele und Leib (Dualismus).
- 159 John Wesley (1703–1791), englischer Theologe und Erweckungsprediger, Hauptbegründer der protestantischen Freikirche der Methodisten, die sich aus einem von ihm und seinem Bruder Charles in Oxford organisierten (anglikanischen) Glaubensbund (von Außenstehenden spöttisch „Methodisten“ genannt) schließlich übernational entwickelte. Ernste, modellhaft revolutionäre Forderung der persönlichen Bekehrung, der Heiligung und eines entschieden christlichen Lebens.

QUELLEN-NACHWEIS

Die Erstveröffentlichung des Aufsatzes „Credo – ich glaube“ (S. 56 bis 64) erfolgte am 10. März 1967 im „New Statesman“, die von „Glück über Glück“ (S. 65–67) am 26. Juni 1966 im „Observer“. Die Reportage „Ausweglose Einmütigkeit“ (S. 68–72) ist am 5. Oktober 1965 durch die Londoner Rundfunk- und Fernsehgesellschaft „British Broadcasting Corporation“ (BBC) ausgestrahlt worden.

Der Aufsatz „Gibt es einen Gott?“ (S. 73–78) erschien erstmals im „New Statesman“ vom 26. Juli 1968, der über „Die Kreuzigung“ (S. 79–86) erstmals ebendort am 6. Mai 1966. Die „Stationen im Leben Jesu“ (S. 87–115) sind der kommentierende Begleittext zu drei Fernsehsendungen, die der Verfasser aufgrund seiner Filmaufnahmen im Heiligen Lande am 10., 11. und 12. April 1968 in der BBC zeigte. Die Ansprachen bzw. Predigten (S. 116–149) sind im Jahre 1968 gehalten worden, und zwar am 14. Januar anlässlich eines Universitätsgottesdienstes in der High Kirk of St. Giles zu Edinburgh („Das lebendige Wasser“, S. 127–134), am 16. Mai in der Queen's Cross Church zu Aberdeen („Gebt dem Kaiser . . .“, S. 135–142), am 3. November in der Kapelle des Hertford College zu Oxford („Menschen wie Gott“, S. 142–149) und am 1. Dezember in der dortigen Aldate's Church („Ein anderer König“, S. 116–126).

Das in der BBC gehaltene „Selbstgespräch des Autors“ (S. 150–160) ist im Wortlaut erstmals am 15. Dezember 1968 im „Observer“ wiedergegeben worden.

Roland Reck (Hrsg.)

Gottes neue Avantgarde?

Selbstzeugnisse christlicher Wohn- und Lebensgemeinschaften
Acht Herausforderungen für bürgerliche Christen

136 S., Paperback, ISBN 3 7615 0121 8

Im vorliegenden Buch stellen sich acht christliche Kommunitäten vor, die in einer Koinonia (Bruderschaft – Gemeinschaft) zusammenleben als ein Engagement junger Christen, die sich verpflichtet haben, an ihrem Ort als Partisanen Gottes ihr Leben ganzheitlich für ein gemeinsames Ziel einzusetzen. Es sind junge Erwachsene, die mit sich, ihrer Kirche und der Welt, in der wir leben, unzufrieden sind. Sie fordern heraus, geistige Gettos zu verlassen, durch das Leben Antwort zu geben auf die akuten Probleme unserer Zeit.

„Acht Herausforderungen für bürgerliche Christen“ heißt es im Untertitel dieses Buches. Herausforderung bedeutet nicht ein Ausbrechen aus der bürgerlichen Familie um jeden Preis. Es geht darum zu erkennen, wo wir – du und ich – jeder an seinem Platz – Zeichen setzen können zu einem christlichen Leben im Dienst an der Gesellschaft. Wenn wir Christen sind wie andere Leute, so ist es nicht der Mühe wert, daß wir auf der Welt sind.

Aus dem Inhalt:

Christen in der Offensive / Stadt der Fokolarini / Gemeinschaft der Franziskaner / Christus-Bruderschaft Selbitz / Jesus-Bruderschaft Gnadenthal / Laurentiuskonvent Malterserhof / Pro Civitate Christiana / „Children of God“ – „Kinder Gottes“.

AUSSAAT VERLAG WUPPERTAL

Fritz Pawelzik

Gruppen, Typen und Modelle

Vom Kohlenpott bis Kenia

Erlebnisbericht zur Gruppendynamik aus drei Kontinenten

160 S., Paperback, ISBN 3 7615 0117 X

„Mit Adam fing die Gruppendynamik an“ schreibt Pawelzik.

„Adam war allein und einsam. Er brauchte Eva. Gott wußte das und erschaffte sie ihm. Und schon beginnt in der kleinsten Gruppe ein dynamischer Prozeß.“

In dieser Neuerscheinung bilden Wissenschaftlichkeit, Erinnerungsfreude und Bekennermut eine überzeugende Einheit. Ein engagierter Christ, in drei Kontinenten zu Hause, gibt hier Rechenschaft von seinem Hineinwachsen in ein vorurteilsloses Menschenverständnis und damit in einen Erziehungsstil, der den Verantwortlichen ein Höchstmaß an Zurückhaltung und Hoffnung abverlangt. In kaleidoskopartiger Farbigkeit wechseln brisante Chicagoer Collegeberichte mit humorigen Rückblenden in die im Ruhrgebiet noch selbsterfahrene NS-Zeit, exakte gruppendynamischen Sondierungen mit aktuellen Afrikareportagen appellieren für eine gleichberechtigte Weltgesellschaft sowie für eine von der echten Glaubensgemeinde her zu erneuernde Kirche. Über die autobiographische und missionarische Aussage hinaus vermittelt das Werk auch dem modernen Wissenschaftler, insonderheit dem Pädagogen und Psychologen, eine Fülle wertvoller Erfahrungshinweise im Umgang mit den neuen gruppendynamischen Modellen.

AUSSAAT VERLAG WUPPERTAL

Malcolm Muggeridge, der englische Satiriker, wurde bei einer Kontrolle auf dem Flughafen Ottawa gefragt: „Haben Sie Waffen bei sich?“ Muggeridge: „Ja.“ Und er zog seinen Füllhalter aus der Jackentasche.

Ob der Leser dieses Buches unverletzt durch den „Kugelhagel“ kommt? Muggeridge ballert zwar nicht wild nach allen Seiten, aber seine Munition verrät den ehemaligen Herausgeber von „Punch“ (1953–1957), der berühmten englischen satirischen Zeitschrift.

Es ist nicht nur die Kirche, die sich ängstlich den Trends der Zeit anpassen will, die Muggeridge verhöhnt. Das ist die Kritik eines prominenten BBC-Fernsehmannes, der Christ sein will und es nicht schon immer war. Er hat einen langen Weg zurückgelegt. Geboren 1903. Sein geistiger Ausgangspunkt ist der sozialistische Zukunftsglaube, den er in seiner Familie erlebte. Und damit ist das zweite Objekt genannt, das er dauernd aufspießt: Utopismus. Er mokiert sich über „geradezu idiotische Stimmen, die uns ein Neues Jerusalem gleich um die Ecke prophezeien. Ich finde, man unterschätzt immer wieder die Ausdauer der menschlichen Torheit“. Seine Kritik paßt nicht in ein ideologisches Ost-West-Schema. Gen Osten: „Auf den Straßen Moskaus zerbrach für mich dann jener andere Traum – der Traum vom Himmel auf Erden.“ Gen Westen: „Schreckliche Vision vom skandinavisch-amerikanischen Paradies.“

Wo steht er heute? Die autobiographischen Skizzen und Bekenntnisse sowie die Reflexionen über Jesus und Palästina lassen seine Entwicklung und seine heutige Position erkennen. Muggeridge will Christ sein.